



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**Digitale Sammlungen**

**Sagen der alten Brema**

**Mindermann, Marie**

**Bremen, 1867**

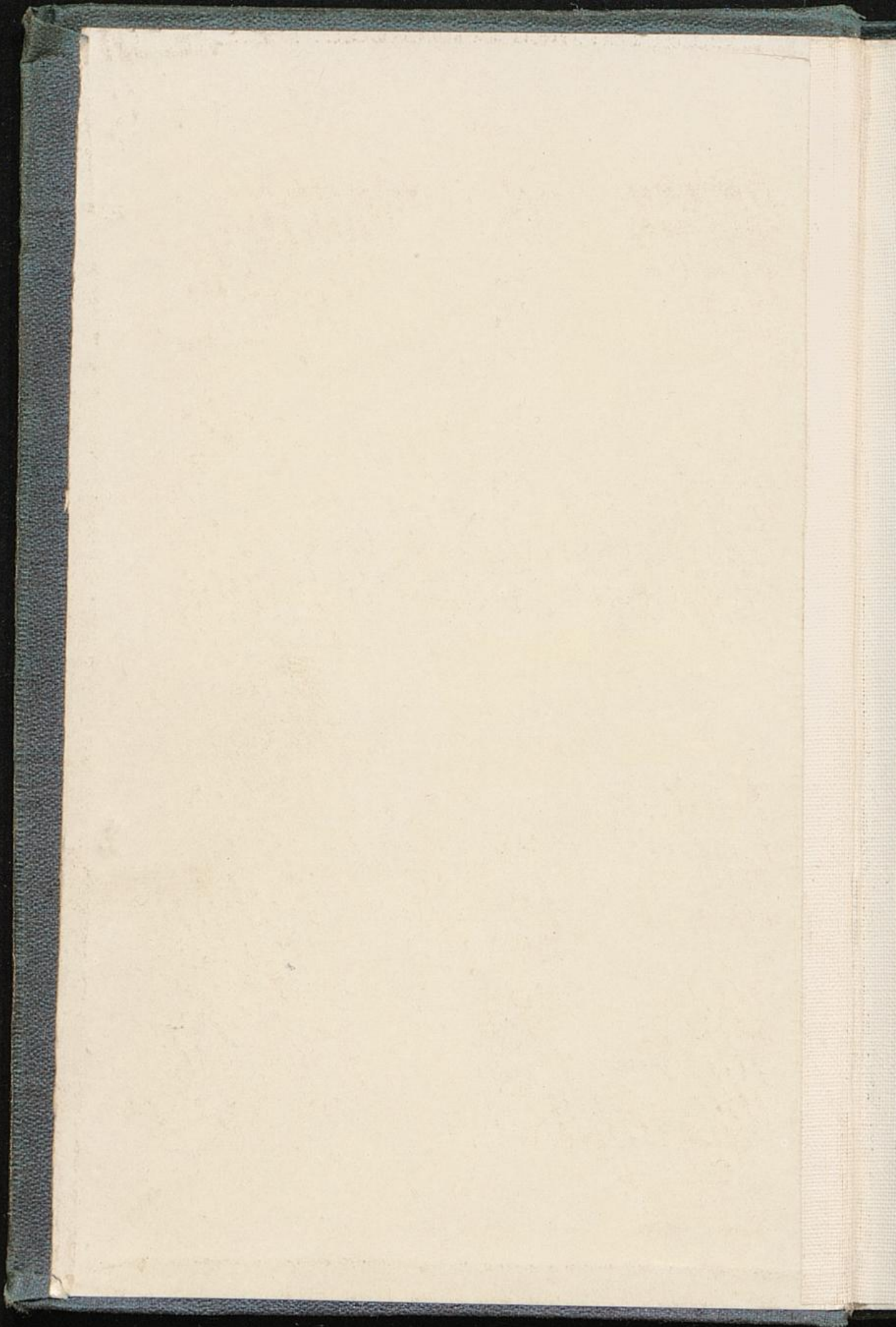
**urn:nbn:de:gbv:46:1-6838**

Sagen

der alten

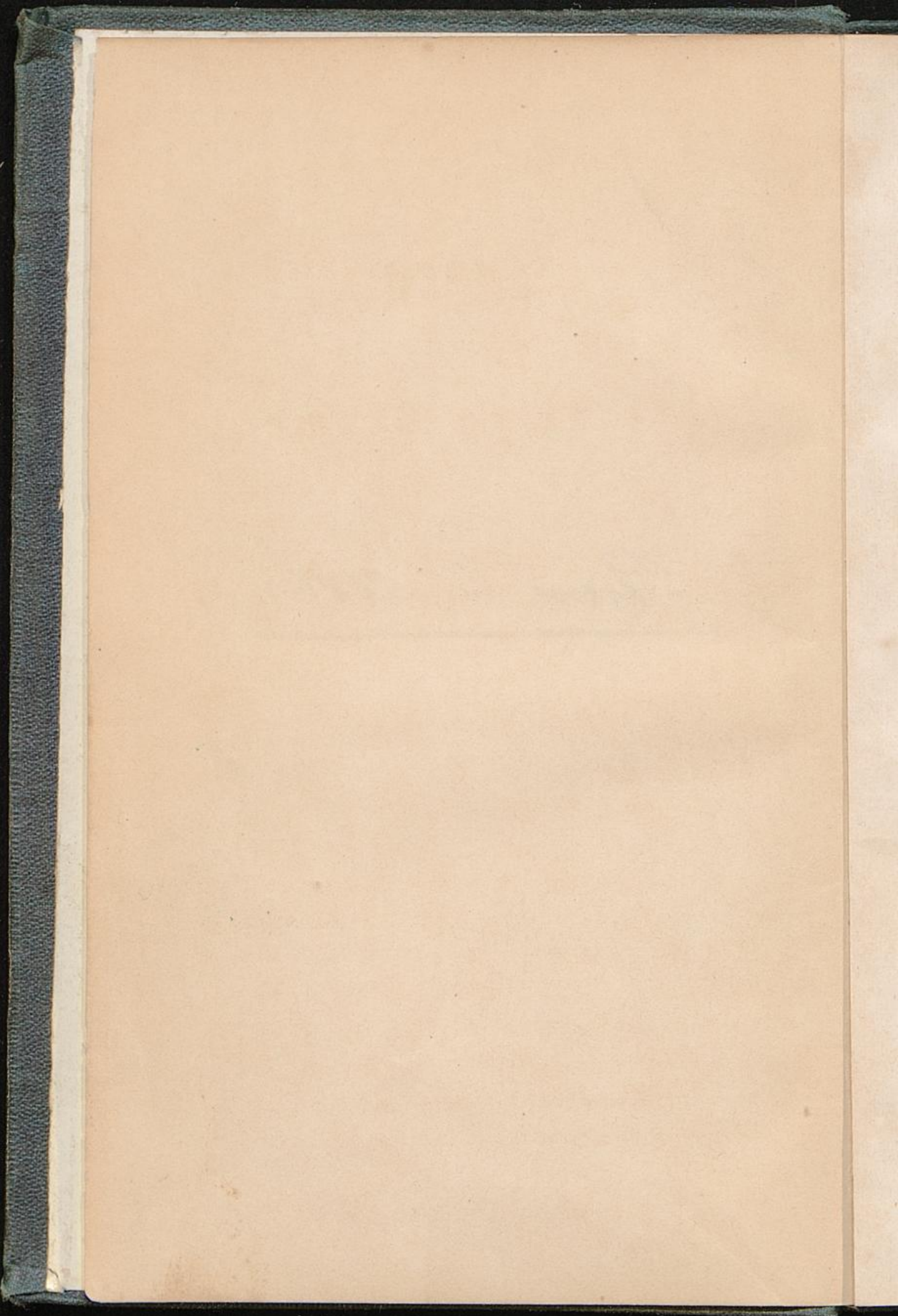
Brema.

---



*Prem. c. 2006.*

---



# Sagen

## der alten Brema.

Bearbeitet

von

Marie Mindermann.



---

Bremen.

Verlag von Joh. Georg Henke.

1867.

1867

Verlag von J. Neumann, Neudamm

An den Leser.

Was dir die Sage erzählt,  
Mit der Geschichte vermählt,  
Mit Phantasie im Verein —  
Laß dir's willkommen sein!

Verlag von J. Neumann, Neudamm



Verlag von J. Neumann, Neudamm  
1867

## Inhalt.

---

	Seite
1. Die Henne mit ihren Küchlein. . . . .	1
2. Die Schenkung der Bürgerweide. . . . .	29
3. Tyll Eulenspiegel in Bremen. . . . .	77
4. „Hal-amer!“ . . . . .	97
5. Gerd Geeloge. . . . .	165
6. Die sieben Faulen. . . . .	191

Index

1. Die ...
2. Die ...
3. Die ...
4. Die ...
5. Die ...
6. Die ...

1.

Die Henne mit ihren Küchlein.

---

Die Kunst der Buchdruckerei

Verlag von G. Neumann, Neudamm

1.

Die Henne mit ihren Küchlein.

Wenn du, mein lieber Leser, vor mehr denn 1400 Jahren in die Gegend gekommen wärst, wo jetzt unser gutes, altes Bremen steht, so würdest du auch nicht das geringste Anzeichen von der Strebbarkeit und dem Wohlstande entdeckt haben, wodurch unsere Vaterstadt einen Namen sich erworben, der diesseit und jenseit des Meeres einen guten Klang hat. — Ein langer Dünenwall erstreckte sich, dem Lauf des Stromes folgend, am rechten Weserufer; zwischen Düne und Strom lag eine weite Ebene, hier und dort von Sumpf- und Schilfstrecken unterbrochen. Jenseit des Walls war Heide-Weide- und Moorgrund, dazwischen Buschwerk und dichtes Gehölz; am linken Stromufer, hinter hohem Röhricht sah man wilden Baumschlag und tiefe Sümpfe, darüber hinaus den blauen Duft eines Urwaldes, dessen Ueberreste wir noch jetzt in dem prächtigen Waldstück erblicken, das unter dem Namen Hasbruch bekannt ist.

Nirgend, weder diesseit noch jenseit des Stromes deutete eine Spur auf menschliche Bewohner; es schien, als wäre jeder menschliche Laut hier erstorben, oder noch niemals vernommen. Nur das wilde Gethier ließ in dem Dickicht des Waldes seine Stimme erschallen, und über der duftenden Heide schwebte die Heidelerche und sang ihren Hymnus in die blaue Luft hinein; auch das wilde Huhn schlug mit den Flügeln und gackerte eintönig vor sich hin, und im Flusse glitzerten die zahlreichen Fische, die noch keine Angel, kein Netz zu fürchten hatten. Die stummen Bewohner des Wassers waren lustig und guter Dinge, und schwammen neugierig an die Oberfläche; aber sie tauchten doch blitzschnell in die Tiefe hinab, wenn ein mächtiger Fischreißer über dem Wasser schwebte, der mit scharfem Auge und niederwärts gestrecktem Kopfe nach Beute spähetete. — Die Wellen des Stroms murmelten, der Wind rauschte im Laube der Bäume und im hohen Köhricht; und über der reizlosen, aber unentweihten Gegend schwebte der Geist Gottes, ewig schaffend, verändernd und erneuernd. — So etwa, mein lieber Leser, so einfach, still und ernst hätte deinem beschauenden Auge das Stückchen Erde sich dargestellt, auf dem jetzt die freie Handelsstadt Bremen sich erhebt. —

Es war im Sommer, an einem heißen Augusttage, als einige rohgezimmerte Fahrzeuge den in dieser Gegend vielleicht noch nie befahrenen Strom herabkamen. Die Schifflein gingen tief, denn sie waren angefüllt mit vielen

Männern, Weibern und Kindern und mit allerlei ärmlichem Geräth, das in augenscheinlicher Hast hier und dort zusammengeworfen war. — Der hohe, kräftige Körperbau der Leute, die breite Brust, die blauen Augen und das goldgelbe Haar verriethen auf den ersten Blick, daß sie dem weitverbreiteten Volke der Sachsen angehörten, die gleich den übrigen Völkern des germanischen Stammes, aus Asien, der Wiege des Menschengeschlechts, nach Europa gewandert waren, und im Laufe der Zeit in Deutschland und später in Britannien sich festsetzten. — Die umherspähenden Blicke der Schiffenden deuteten an, daß sie in einer ihnen völlig unbekanntem Gegend sich befanden; und die finstern, trüben Mienen gaben Kunde von der Hilflosigkeit der ganzen Genossenschaft. Die Kinder saßen zusammengekauert auf dem Boden der Fahrzeuge, und starrten zurück, woher sie gekommen, als fürchteten sie irgend eine Verfolgung; die Frauen handhabten die Ruder, denn die meisten der Männer und Jünglinge schienen verwundet; das sah man an dem nothdürftigen Verbande, den man um Stirn, oder Hals, oder um die sonstigen Glieder des Körpers gelegt hatte. In dem ersten Schiffe, das etwas geräumiger schien als die übrigen, lag ein bleicher stattlicher Mann im kräftigsten Lebensalter; sein verbundenes Haupt hatte man auf ein Bärenfell gelegt, das über einen Haufen Netze gebreitet war, um dem Verwundeten eine bequemere Lage zu geben. Neben ihm saß eine Frau, die zuweilen seine brennen-

den Lippen mit Wasser netzte; an der andern Seite des Mannes knieten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die sich bei dem Kranken mit kindlicher Besorgniß und Aufmerksamkeit zu schaffen machten, und deren Augen sich rasch mit Thränen füllten, wenn der Vermundete einen Schmerzensston ausstieß.

„Ich dünkte, wir wären jetzt weit genug von unserer Heimath entfernt;“ sagte ein junger Bursch, indem er sich zu dem stattlichen Mann am Boden niederbeugte, „das fremde schwarzäugige Volk wird uns bis hierher nicht verfolgen.“ — Da richtete der Vermundete sich etwas in die Höhe und fragte mit Anstrengung: „Habt ihr noch kein Zeichen gesehen, das uns eine glückliche Landung andeutete?“ — „Niemand hat bis dahin eins gesehen“; versetzte jener, „aber die Gegend hier scheint unbewohnt, und will mir wohl gefallen. Dazu neigt sich die Sonne bereits zum Untergange, und rings umher steigen schon die Dünste auf. Ich meine, Vater Hadubod, wir dürften nicht bis in den Abend hinein fahren; deine tiefe Stirnwunde erträgt die feuchten Nebel des Stromes nicht. Seit drei Tagen auf der Flucht vor dem tückischen Feinde, mit Wunden bedeckt von seinen mörderischen Geschossen; fast ohne eine andere Nahrung, als die uns die Fische gaben, die wir während der traurigen Fahrt uns fingen, sehnen wir uns alle nach Ruhe, nach einem Obdach.“ — „Wenn die Götter uns nur ein Zeichen gäben!“ murmelte der Vermundete. — „Vater

Hadubod," sagte jetzt der Knabe, „laß hier anlegen; sieh, dort ist Buschwerk dicht am Strom, da liegt unser Gefährt sicher. Dann schick' mich hinaus auf jenen langen Dünenzug, daß ich umherschauen kann, um nach einem Zeichen zu spähen, das die großen Götter uns kund thun, damit wir landen.“ Der Verwundete lächelte freundlich und nickte beistimmend. „Gut denn, Bido," sagte er lebhaft, „geh und nimm die Elda mit, damit sie dir Einhalt thue, wenn du zu weit schweifen willst, denn sie ist bedächtig und verständig. Geh, und späht nach einem Zeichen, und bringt ihr uns Kunde davon, so will ich euch halten wie meine eignen Kinder, und ihr sollt's nimmer fühlen, daß ihr vater- und mutterlos seid.“

„Schick' nicht die Kinder, Hadubod, laß mich gehen!“ bat der junge Mann; Hadubod aber schüttelte den Kopf und versetzte leise: „Nicht doch, Gamar, wir sind länger als drei Tage und Nächte unter freiem Himmel gewesen, und unsere großen Götter haben uns keines Zeichens gewürdigt. Wir haben gejammert, und uns geängstet darob, daß wir verderben sollten. Nun kommt dem Bido der Gedanke, vielleicht ist's ein glücklicher, und den Kindern begegnet, was uns versagt wurde. Die strengen Götter sind zu allen Zeiten den Kindern freundlich gesinnt und mit den älternlosen haben sie Mitleid. Dazu ist der Bido ein kräftiger Bursch, der mit seinem Vater ganze Tage hinauszog auf den Strom, um zu fischen; und Elda ist ein gutes Kind, das stets daheim blieb beim

franken Vater. Ich hoffe auf ein Zeichen, durch Kindes-  
mund uns verkündigt. Du aber Gamar, bleib' ruhig  
im Gefährt, wir bedürfen deiner Kräfte, bist du doch  
am meisten verschont geblieben von den Geschossen der  
kleinen leichtfüßigen Räuber. Laß die Kinder gehen, die  
Götter werden sie schützen." — Hadubod hatte mit Auf-  
wand aller seiner Kräfte gesprochen; er lehnte sich jetzt  
erschöpft zurück, und gab Gamar nur einen stummen  
Wink, das Schiff ans Ufer zu rudern.

Die kleinen Fahrzeuge näherten sich vorsichtig dem  
mit hohem Schilf und dünnem Weidengebüsch bekränzten  
Ufer zur rechten Seite des Stroms. Bald waren die  
sichern Stellen von den wasserkundigen Flüchtlingen auf-  
gefunden, und mit einem mächtigen Stecken bewaffnet,  
sprangen die Kinder muthig ans Land. — Hier ging  
es eine weite flache Strecke vorwärts, dann erhob sich  
ein ziemlich hoher Dünenwall, der nach der Fläche zu  
steil abfiel, und mit dünn gesäetem Dünengrase bewachsen  
war. Es kostete den Kindern nicht geringe Mühe, hier  
festen Fuß zu fassen, denn der nur locker angehäuften  
Sand gab häufig nach, so daß die kleinen Wanderer oft  
ausglitten und wieder hinabrutschten. Aber der mitge-  
nommene Stecken leistete ihnen doch am Ende gute Dienste;  
vermittelst seiner Hülfe erreichten sie die Höhe, und tief  
aufathmend standen sie oben und schauten über eine un-  
ermessliche Niederung dahin, die nur an der Seite des  
Stromes von kleinen Dünenketten unterbrochen wurde. —

Die Kinder spähten umher und lauschten, aber kein glückverheißendes Zeichen erschien ihnen. Die Sonne sank tiefer und tiefer, höher stiegen die Nebel ringsum. „Wir müssen den Wall hinab und in jene Niederung gehen;“ sagte Bido, „sieh nur, wie das starre Heidekraut im Abendwinde sich bewegt; wer weiß, was es birgt! — Komm Elda, wir dürfen nicht säumen, wenn wir auf Kundschaft ausziehen wollen.“ — In raschen Sätzen waren die Kleinen den Wall hinab, und standen nun inmitten einer grünen Heidestrecke. Das feine Kraut flüsterte seltsam, und die rothen und gelben Heideblüthen schauten ganz verwundert auf die Fremdlinge, als wollten sie sagen: „Wer ist's, der unsere stille, ewige Einsamkeit stört?“ — „Wie schön die Heide duftet!“ flüsterte Elda, pflückte ein Zweiglein mit rothen Blüthen und steckte es sorglich in den Gürtel, der ihr dürftiges Gewand zusammenhielt. „Aber wir finden kein Zeichen!“ klagte Bido, „komm, laß uns die Heide durchschreiten; jenseit derselben liegt grün schimmerndes Land, das sind Wiesen, von Gebüsch durchschnitten; vielleicht finden wir dort ein Zeichen.“ Das Mädchen schüttelte den Kopf; „Wir gewinnen's nicht mehr in der Tageszeit;“ meinte sie verständig, „die andern thäten sich ängstigen, wenn's dunkel würde, und wir noch nicht heim wären. Lieber laß uns links die Heide hinabgehen und geduldig nach einem Zeichen ausschauen.“

Bido war's zufrieden: denn alles, was Elda that

und wollte, war ihm recht. Von früher Kindheit an hatten die beiden Nachbarfinder treuinnig zusammengehalten und die Freundschaft der Aeltern in ihren jungen Gemüthern erneuert und fortgesetzt. Elda war ein sanftes, aber festes Kind; sie fand leicht das Rechte heraus und ließ sich nie davon abbringen; Bido kannte und begriff die Vorzüge dieser klaren Kindesseele, und er liebte sie mehr als eine Schwester, mehr als sich selbst. Beide standen jetzt völlig verwaist. Die Mütter waren seit Jahresfrist an einer bösen Krankheit gestorben; Elda's Vater hatte lange gesiecht, sie hatte den Kranken sanft und unermüdlich gepflegt; — nun aber waren vor wenigen Tagen fremde raublustige Horden gekommen, hatten die kleine friedliche Fischercolonie überfallen, sie beraubt und theilweise erschlagen, theilweise gefangen fortgeführt; nur eine geringe Anzahl war durch die Flucht dem traurigen Loose entgangen. Die Väter Bido's und Elda's waren den tödtlichen Streichen der Räuber erlegen, und die Kinder standen schutzlos. Bido war's, als dürfe er jetzt nie von Elda's Seite weichen, und als müsse er sich um so mehr allem fügen, was sie wünschte. — So schritt er auch jetzt folgsam an ihrer Hand weiter den Strom hinab durch die duftende Heide; nur zuweilen stand er still und lauschte auf einen Ton, der von hier oder dort an sein Ohr schlug. „Horch Elda,“ sagte er, nachdem sie eine geraume Strecke gegangen waren, und nichts als Stille und Einsamkeit gefunden hatten; „hörst du

nicht den sanften Ton eines Vogels aus der Ferne?" —  
 „Das ist die Heidelerche, die ihr Nest auffucht," versetzte Elda. „Siehst du sie?" fragte der Gefährte. „Ich sehe sie nicht;" war die Antwort, „die leichten Dünste dort am Saum der Heide verbergen sie, aber ich kenne ihren Ton. Doch horch, was ist das?" unterbrach Elda sich selbst, und ein Freudenstrahl flog über ihr bleiches liebliches Gesicht, und färbte es mit sanftem Roth. „Hörst du's nicht?" flüsterte sie mit angehaltenem Athem dem Freunde zu. Dieser horchte in die Stille hinaus, aber er vernahm keinen Ton, denn auch die Heidelerche war jetzt verstummt; er schüttelte den Kopf. „Schärf' dein Ohr, Bido," drängte das Mädchen, „wenn mich das meine nicht täuscht, so senden die Götter ein Zeichen!" Und sie bückte sich rasch, hielt das Ohr an die Erde und lauschte anhaltend. Nach einer Weile sprang sie auf und rief freudig: „Ja, ja! ich hab's gehört, ganz deutlich klang's: Glück, glück! Glück, glück! Bido, ein Zeichen ist nah!" Bido schüttelte ungläubig den Kopf, trotz aller Anstrengung hatte er keinen Laut vernommen. „Unsere Wünsche täuschen dich, Elda;" sagte er traurig. „Nein, nein!" widersprach das Mädchen in bestimmtem Tone, legte noch einmal das Ohr an die Erde, erhob sich dann schnell und winkte dem Gefährten tiefer in die Heide hinein. Plötzlich begannen die ringsum lagern- den Nebel zu wallen, als griffe die Sonne mit ihren feurigen Armen hinein, die Luft ward heller und klarer,

die Aussicht erweiterte sich, und nun klang es wirklich und wahrhaftig ganz in der Nähe: „Glück, glück! Glück, glück!“ und ein sanftes vielstimmiges Piepsen unterbrach den glückverheißenden Ton. Im nahen Heidkraut raschelte und knisterte es, und siehe, eine gelb- und schwarz-gefleckte Gluckhenne trieb ihre kleinen gelben Küchlein, wohl ein Duzend an der Zahl, mütterlich sorgsam vor sich her. „Siehst du das Zeichen der Götter?“ fragte das Mädchen mit innerem Jubel; „wo eine Henne mit ihren Küchlein sich nährt, wird auch der Mensch sich niederlassen können; — so haben's die Götter gemeint!“ „Wodan ist groß und gut!“ sprach der Knabe leise und berührte mit der Stirn den Boden, der fortan seine und seiner Gefährten Heimath werden sollte. In gemessener Entfernung und unhörbar auftretend folgten die Kinder der Gluckhenne nach; nicht lange, so machte das Thierchen Halt am Saume der Heide, wo eine saftige Wiese ihren Anfang nahm. Im hohen, duftigen Heidkraut ging die Henne mit ihren Küchlein zur Rast. Das besorgte Mütterlein streckte noch einige Male das Köpfchen in die Höhe und schaute ganz verständig mit den Neuglein nach der fremden Erscheinung. Aber als wisse es bereits, daß ihm von dieser Seite keine Gefahr, keine Unbill kommen werde, tauchte es bald unter in dem grünen Neste. Es gluckte und piepste noch eine Weile unter dem Heidkraut hervor, und die Blätter und Blüthen bewegten sich wie im Traume; dann war's still, nur der

Abendwind flüsterte in dem Buschwerk, das hier und dort die Heide unterbrach. — „Wir bringen das Zeichen!“ rief das Mädchen fröhlich aus und reichte dem Freunde die Hand zum raschern Fortgange. „Die Götter sind dir vor allen gnädig!“ sagte Bido andächtig, und sein Auge haftete mit einer Art Verehrung an dem lieblichen Antlitz des Mädchens.

Sie durchschritten die Heide jetzt in schräger Richtung, um den Weg zu kürzen. Ein Wässerlein von armslanger Breite hemmte nach einer Weile ihren raschen Fuß, aber nur einen Augenblick, denn mit Hülfe ihres Steckens sprangen sie sicher hinüber. Hier schien der dürre, sandige Boden eine andere Gestalt anzunehmen, denn Heide und Graswuchs wechselten mit einander ab; dicht am Wässerlein aber stand ein hochaufgeschossenes Kraut, das seine wunderlichen feinen Blättchen dicht an die Zweiglein schmiegte, so daß es aussah, als sei eins um das andere gewachsen. — Bido hatte das Kraut nicht bemerkt, denn er war etwas vorausgegangen, und sein helles Auge spähetete nach dem nahen Dünenwall, den sie überschreiten mußten. Elba stieß einen Ruf der Freude aus, bückte sich eilends und riß das stattliche grüne Kraut mit den Wurzeln aus dem Boden. „Bido, Bido!“ rief sie dem rasch umschauenden Gefährten zu, „die Götter senden uns ein zweites Zeichen ihrer Hülfe. Sieh hier das Brahmreis, das ich gefunden!“ Erstaunt blickte der Knabe auf die bekannte Pflanze und sagte wie vorhin:

„Die Götter sind dir gnädig, Elda!“ — „Ach,“ fuhr Elda fröhlich fort, „nun wird Vater Hadubod sich freuen! Wie hat er gejammert nach dem Kraute, zur Linderung seiner Pein! „Hätten wir nur unser Brahmreis,“ klagte er, „das so üppig bei uns wächst, da wäre den Verwundeten allen geholfen, denn unsere Wunden würden bald heilen von seinem Saft. Wer aber konnte daran denken, wo es sich um Leben und Freiheit handelte!“ — Jetzt bringen wir, was ihnen allen Noth thut. Laß uns den Göttern dafür danken!“ Und die Kinder schauten lange in die untergehende Sonne, neigten sich zur Erde und berührten mit der Stirn dreimal den thaufeuchten Boden; dann verdoppelten sie ihre Schritte. — Bald war der Dünenwall erreicht; sie erstiegen ihn von dieser Seite weit leichter, denn der Boden war fester und mit kurzem, zähem Grase bewachsen. Als sie oben auf der Höhe standen, sank die Sonne in den Strom hinab, rosig erglühten die Wolken in Westen, und der Spiegel des Wassers gab den rosigen Schimmer zurück. In Osten erhob sich die bleiche Mondsichel, aber es herrschte noch Tageshelle, und das Gebüsch und die Heide hüben, und drüben am andern Ufer des Stroms der blaue Duft des Waldes, alles war noch klar und in bestimmter Form zu erkennen. — In raschen Sprüngen ging's den Dünenwall hinab, über die Niederung nach dem Strome zu, und in kurzer Zeit standen die kleinen Abgesandten mitten unter den Ihrigen und berichteten treulich was sie gehört, gesehen und gefunden.

Das war eine Freude und ein Jubel unter der bis dahin so schweigsamen und trüben Genossenschaft! Hadubod und sein Weib drückten die Kleinen voll Liebe an sich, und jener sagte bewegt: „Ihr sollt uns allen gesegnet sein, Bido und du, Elda! Ich aber halte, was ich versprochen: ich und mein Weib wollen fortan eure Aeltern sein, und die Thränen, die ihr um die Verlorenen weint, wir wollen sie trocknen.“ Und beide küßten die Kinder auf die Stirn zum Zeichen ihres Gelübdes.

Jetzt kam rasches Leben in die ganze Schiffsgesellschaft. Ein Theil der Frauen sprang aus den Fahrzeugen und zog diese, so weit es noth that, ans Ufer heran; dann wurde das ärmliche Geräth ans Land gebracht: Netze und Tawe, Angelruthen und Schnüre, Bretter und Felle und was sonst noch sich vorfand. Als die Schiffe am nahen Weidengebüsch sicher befestigt waren, trug man Hadubod ans Land; die Freude schien ihn gekräftigt zu haben, denn er richtete sich in die Höhe, ließ sich eine der Fischerstangen reichen, und stieß sie mit kräftigem Ruck in den Boden, als ein Zeichen von der Besitzergreifung des Landes. Alle übrigen Männer thaten ein Gleiches; dann neigten sie sich zur Erde und berührten dreimal mit der Stirn den Boden ihrer neuen Heimath. Jetzt forderte Hadubod alle auf, Weiber, Männer und Kinder, einen Kreis um ihn zu schließen. Als der Aufforderung Folge geleistet war, wandte Hadubod das Haupt gen Abend, und sein großes blaues Auge haftete

lange an dem rofigen Wölklein, das ganz einsam im Westen stand; dann kehrte er sich gen Osten und blickte unverwandt auf den herausziehenden Mond, und nachdem er das Haupt geneigt vor dem untergesunkenen und vor dem aufsteigenden Gestirn, streckte er die Arme aus, deutete mit der Rechten nach der Heide, und mit der Linken über den Strom und sprach langsam und feierlich: „Die guten, starken Götter haben uns ein Zeichen gesendet, dem wir vertrauen dürfen. Was Heide und Weide bietet, was der Strom in seinen Tiefen birgt, was der Wald hegt und pflegt, — wir nehmen's als unser Eigenthum in Besitz, und wollen's mit Recht und Gerechtigkeit verwalten und nutzen. Dazu mögen die Götter uns gnädig sein!“ — Damit war die schlichte Feier der Besitzergreifung von Grund und Boden beendet; und nun wimmelte es wie in einem Ameisenhaufen durch einander, um für die hereinbrechende Nacht die dürstige Einrichtung zu treffen.

Aus einigem alten Holzwerk, das sich auf den Schiffen vorgefunden, zündete man ein Feuer an, dessen wohlthätige Flamme bald lustig in die Höhe züngelte. Ein kleiner Vorrath von enthülstem Hafer und eine Art Kochgeschirr, welche beiden Dinge von einem alten, vorsorglichen Mütterchen, trotz der hastigen Flucht, ins Fahrzeug geschafft waren, wurden mit lautem Jubel begrüßt. Und während das einfachste Mahl von der Welt: Haferbrei mit Wasser, über dem Feuer brodelte, half

Bido die Felle ausbreiten und die Netze an den Stangen aufhängen, damit für die Verwundeten und für die Kleinern Kinder ein nothdürftiges Nachtlager hergerichtet werde. Elda aber saß am Boden und zerrieb zwischen zwei Steinen das Brahmreis zu einem Saft, der in dieser Weise auf Wunden gelegt, sofortige Linderung und in kurzer Zeit völlige Heilung brachte. —

Als jeder Verwundete verpflegt, und der Hafereibrei gegessen war, der allen köstlicher schmeckte, als den Helden in Valhalla ihre Götterkost, suchte ein jeder sein Lager, sei es nun auf Fellen, oder auf Gottes nackter Erde. — Hadubod aber sprach zu seinem Weibe: „Die Feinde haben uns fast alles genommen, was wir besaßen; eins jedoch, wonach sie vor allem trachteten, haben wir glücklich in Sicherheit gebracht, und das ist unsere Freiheit! Als freie, selbständige Männer werden wir uns schon eine neue und sichere Heimath gründen.“ —

\* \* \*

Zehn Jahre sind verflossen. Willst du, mein lieber Leser, nach diesem Zeitraum einen Blick werfen auf die kleine Genossenschaft, die unter so zwingenden Umständen und mit so geringen Mitteln ihren Wohnsitz sich gründete an dem Ufer unsers Weserstroms; so komme mit mir und schau dir an, was die drei Schwestern: Geschichte, Sage und Phantasie, als ein Lebensbild für dich aufgezeichnet haben. —

Auf der ziemlich großen Ebene, wo damals unsere  
Minder mann, Sagen der alten Brema. I. 2

armen, verwundeten Flüchtlinge ans Land stiegen, erhebt sich jetzt ein nettes, geräumiges Fischerdorf mit seinen zahlreichen Fischerhütten. Dazwischen spaziert ganz sorglos, und als müsse das so sein, ein buntgefiedertes Hühnervölklein; das scharrt, gackert, gluckt und tuckt nach Herzenslust, als wisse es, daß es bei den Bewohnern in hohem Ansehen stehe und dürfe eben treiben, was es wolle und wie es ihm behage. — Die Häuser der kleinen Niederlassung sind freilich keine Wohnungen nach gegenwärtigem Geschmack, nach gegenwärtigen Anforderungen. Das mit Stroh, oder Binsen gedeckte Dach reicht zu beiden Seiten bis auf die Erde herab, und so ein Hüttchen sieht fast aus wie der einfache Bau des Kartenhäuschens, das du dir als Kind gewiß gar oft eigenhändig aufgebaut hast; aber es bricht nicht wie dieses so leicht zusammen, sondern es hält den Winden und Stürmen ganz tüchtig Stand, die im Herbst und Winter stromauf und stromnieder brausen, die Wellen peitschen, und über Heide, Wiese und Düne dahinfegen, und im Urwalde mächtige Stämme, wie dünnes Rohr zerbrechen. — Das Geräth in den Fischerhütten ist einfach und dürftig, wie die ganze damalige Zeit; rohgezimmerte Tische und Bänke, ein Bretterverschlag mit Thierfellen zum Nachtlager, und im Hintergrunde, an ebener Erde ein Herd, um das einfache Mittagsmahl zu bereiten. Vor der Hütte ist eine Holzbank angebracht, oder auch eine von Feldsteinen aufgeschichtet, die eben keine große Bequem-

lichkeit bieten mag; in entsprechender Entfernung sehen wir hohe Pfähle, an denen die Fischneze kunstgerecht zum Trocknen ausgebreitet sind, die dann wie eine harmlose lustige Schlange in wellenförmigen Windungen von einem Pfahl zum andern reichen. So einfach und schmucklos tritt uns die ganze Niederlassung entgegen. Und doch entbehrt sie nicht des Reizes, wenn wir uns ein wenig länger mit dem Idyll der Vorzeit beschäftigen. — Schau, auf dem Strome gleiten zahlreiche Fahrzeuge, bemannt mit stattlichen, kräftigen Männern; hoch ist ihr Wuchs, breit ihre Brust, blau ihr Auge und goldgelb ihr Bart- und Haupthaar. Sie werfen ihre Neze aus in den Strom, und eine reiche Beute von Fischen mannichfacher Art lohnt ihre Arbeit. Sie kehren fröhlich heim, und fröhlich werden sie empfangen von Weib und Kind, oder von Aeltern und Geschwistern. Sie zimmern ihre Hütten selbst, schnitzen ihr einfaches Geräth und bauen ihre Fahrzeuge; sie bedürfen keiner fremden Hülfe von außen, denn sie sind einfachen Sinnes und von selbständigem Charakter. List, Verschlagenheit, Betrug und Heuchelei sind ihnen unbekannte Dinge, denn ihre einfachen Verhältnisse bedingen Offenheit und Wahrhaftigkeit in allen Stücken. — Wem sollte ein solcher Menschenschlag nicht gefallen, trotz der Herbigkeit und Derbheit, die von seiner ganzen Lebensweise nicht zu trennen sind! —

Zwei der Fischerhütten erscheinen etwas geräumiger

als die übrigen, auch die Bänke vor den Thüren sind glatter und kunstgerechter gezimmert, und an der Seite der einen Hütte wächst in einer Art Gärtchen allershand grünes Kraut, dazwischen blaue und rothe Feldblumen; und rings umher als Einzäunung erhebt sich, Busch an Busch, das stattliche Brahmreis oder Brahmkraut. — Fast zu gleicher Zeit öffnen sich die Hüttenthüren, und zwei Männer und zwei Weiber treten heraus, die einander freundlich begrüßen und dann zusammen den Weg nach dem Strom einschlagen. Das eine Paar steht in weit vorgerückten Jahren, das andere in der Blüthe vollendeter Jugend, wo diese die Grenze zum reifern Alter überschritten hat. Der jüngere der Männer trägt einen hölzernen Hammer und einen dünnen behauenen Baumstamm, an dessen einem Ende ein halbrundes, ziemlich dickes Brett befestigt ist, an welchem wir verschiedene Einschnitte bemerken, die wir indeß nicht ausdeuten können, da die Hauptseite nach unten gefehrt ist. Die Gestalten sind uns nicht unbekannt, wir haben sie schon vor zehn Jahren gesehen und liebgewonnen. Der ältere der Männer hat eine tiefe Narbe quer über die Stirn, und da wissen wir's schon, daß es Hadubod ist, der Anführer jener kleinen Flüchtlingsschaar, und die Frau neben ihm, sein wackeres Eheweib, das Freud' und Leid mit ihm getragen. Und nun das jüngere Paar mit den sanften und doch so festen Gesichtszügen, — wer könnte es anders sein, als

Bido, der wackere, prächtige Knabe, und Elda, das sanfte, verständige Mädchen! Ja, die beiden Waisen sind es, die damals die Kunde von dem Zeichen der Götter heimbrachten. — Hadubod hat sein Wort gehalten; er nahm die beiden Verlassenen an Kindesstatt an, und sorgte für sie wie ein guter Vater. Und die Waisen lohnten ihm und seinem Weibe mit dem schönsten Lohne, der auf Erden zu finden ist, mit wahrer und hingebender Liebe. Als aber die beiden Kinder in das Alter traten, wo ein jeder ein heimliches, unbewußtes Verlangen trägt, seinen eignen Herd sich zu bauen, da legte Hadubod die Hände der beiden Waisen in einander und sprach: „Seid glücklich!“ — Und sie sind es geworden, denn ihre Augen sind hell und ihr Herz ist fröhlich, und das sind sichere Zeichen des Glücks. —

Als die vier Leute den Strom erreicht hatten, wandten sie sich stromabwärts und machten dann bei einer Stelle Halt, die unserm Auge wiederum eine neue Erscheinung bietet. Auf einer umhegten Stelle, in ziemlicher Entfernung von dem Weserstrom, steht eine Eiche. Das ist der Baum, dem Gotte Wodan geweiht, — dem alten Sachsenvolke der heiligste von allen Bäumen des Waldes. Er war vielleicht schon im ersten Jahre der Niederlassung von frommer Hand gepflanzt worden, denn seine Aeste streckten sich bereits stattlich in die Höhe und Breite, und die grünen

gezackten Blätter an den Zweigen flüsteren und säuselten gar seltsam, als wüßten sie mancherlei zu erzählen aus dem einfachen Leben des Fischervolks. — „Wie prächtig der Baum Wodan's herangewachsen ist, den du einst gepflanzt, Hadubod;“ sagte Bido, und seine Augen ruhten mit Ehrfurcht auf dem Baume. „Er steht unter dem besondern Schutz der Götter,“ war Hadubod's Antwort, „und so lange wir ihn unverletzt erhalten, wird Wodan uns gnädig sein.“ — Nachdem die Wanderer vor dem heiligen Baume sich tief verneigt hatten, wie es der alte Brauch beim Sachsenvolke verlangte, betraten sie das in dieser Gegend über den Strom gelegte Floß, oder den Brahm,\* wie man es nannte. Dieser Brahm bestand aus zusammengefüigten Baumstämmen oder Balken, und diente als Brücke, um ans jenseitige Ufer zu gelangen. Die beiden Männer prüften das Gefüge sorgfältig bei jedem Schritt, und ihre zufriedenen Mienen deuteten an, daß die Arbeit ohne Tadel war. „Das hätten wir schon längst einrichten

---

\* Einen Brahm oder Brahmen, Holzflöße zur Fährre über den Strom, nannte man auch Phraemen; aus welchem Worte später der Name Brähmen, Brehmen, Bremen entstanden sein soll. Eben so wahrscheinlich ist es, daß Bremen aus dem abgekürzten Worte Byrahmen für „Fard by Rahn,“ oder Fährre beim Flusse, entstanden ist. — Ob der Brahm, welche Pflanze in der Umgegend Bremens häufig angetroffen wurde, Veranlassung zu dem Namen gegeben, möchte zweifelhaft sein.

sollen," sagte Hadubod, „da wär's nicht nöthig gewesen, stets die Schiffe zu nehmen, wenn wir vom Walde drüben das gefällte Holz, oder das erlegte Wild herüber zu schaffen hatten. Jetzt kann man's bequem über den Brahm schleifen. Es soll uns schon gefallen, denk' ich, um so mehr, da unser Völklein mit jedem Jahr anwächst.“ — Nachdem die Männer prüfend bis ans jenseitige Ufer gegangen, kehrten sie wieder zurück, wo die Frauen ihrer gewartet. Einige Schritte vom Strom entfernt, blieb Hadubod stehen und deutete auf eine Stelle, nicht weit von der Eiche. „Hier, Bido," sagte er, „richt' unser Wahrzeichen auf; damit es jedem in die Augen fällt, wenn er von drüben her in unsern Ort kommt.“ —

Bido schickte sich sofort an, der Weisung zu folgen. Das zugespitzte Ende des Pfahls, den er trug, stieß er mit nerviger Faust in den Boden; einige kräftige Schläge seines hölzernen Hammers auf das obere Ende, und er stand fest und unbeweglich; — befriedigt schauten die Leute auf das gelungene Werk. Was aber mochte das einfache Fischervölklein zu seinem Wahrzeichen sich erwählt haben? — Wer hätte es nicht sogleich errathen! Kein anderes war's, als die Gluckhenne mit ihren Küchlein, die einst, als heilverkündendes Zeichen den Flüchtlingen von den Göttern gesandt war, das die Stätte ihnen gezeigt, wo sie eine neue, sichere Heimath sich gründen konnten. — Einem verwöhnten Auge hätte das Kunstwerk allerdings viel zu wünschen übrig

gelassen; denn es war nur aus dem Rohen herausgearbeitet, aber es erfüllte seinen Zweck vollkommen. Bido hatte es in seinen Feierstunden mit einem steinernen Messer geschnitzt, ganz nach der Angabe Hadubod's, und dieser war sehr zufrieden mit der Ausführung gewesen und hatte den Pflegesohn über die Maßen darob belobt. Und Elda? Die hatte der kunstvollen Arbeit ihres lieben Mannes ganz verwundert zugeschaut und es nicht begreifen können, daß Menschenhände solche Dinge zu schaffen vermochten. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem Conterfei der Henne mit den Küchlein und freute sich wie ein Kind an dem seltenen Stücke. Daß Bido der guten Henne keine Federn auch nur annähernd hatte schnitzen können, störte die junge Frau keinen Augenblick; die Umrisse des Thierchens mit seiner kleinen Schaar traten doch sichtlich zu Tage, und mehr bedurfte es für den einfachen Sinn jener Zeit nicht; die Phantasie that das Ihre und stellte jeden zufrieden.

Auch jetzt schaute Elda bewundernd und mit Stolz zu dem Werk ihres Mannes auf. „Ist's nicht, als ob sie lebendig wäre, die alte Glucke mit den Küchlein?“ sagte sie zu der mütterlichen Freundin; „sieh nur, Mutter Walda, die Schnäbel der Kleinen und selbst das Auge der Henne, und hier der Hals und die Flügel, alles ist ganz deutlich zu erkennen.“ Mutter Walda bestätigte die ausnehmende Aehnlichkeit des Bildes und meinte, der Bido sei ein geschickter Mann, der mehr könne als

fischen, jagen, und Hütten, Bänke und Tische zimmern. — „Das ist nun schon eine lange, lange Zeit,“ bemerkte Elda, „als das gute Thierlein uns eine gastliche Aufnahme hier ankündigte! Ich höre noch das erste, fernher tönende „Glück, glück! Glück, glück!“ Ich sehe sie noch vor uns hertrippeln mit ihrem kleinen hellgelben Volk und unter dem hohen Heidekraut in ihr Nest verschwinden. Nicht wahr, Bido, das war ein Jubel in uns, als wir die frohe Botschaft heimbringen konnten?“ „Ja, ja!“ sagte der junge Fischer, „du hast Recht, Elda! Und du warst es, die zuerst den Ton vernahm und das Zeichen der Götter merkte; du warst es, die das Brahmreis am Wässerlein fand, das unserm Vater Hadubod und allen andern die Wunden heilte.“ „Darum halten wir das Kraut auch hoch in Ehren;“ nahm Hadubod das Wort, „und wie das bunte Hühnervolk, das uns so viel schöne weiße Eier schenkt, überall bei uns ein traulich Plätzchen findet, so hegen und pflegen unsere Weiber das Brahmreis am Wässerlein und am Saum der Heide; und keinem kommt es in den Sinn, die wohlthätige Pflanze zu schädigen, oder gar unnütz und leichtsinnig auszuraufen. Du aber, Elda, hegst sie noch besonders in deinem Gärtchen, damit sie stets zur Hand sei, wenn jemand ihrer bedarf.“ —

Die Sonne, die bereits zur Rüste gehen wollte, war längere Zeit von dunklen Wolken verdeckt gewesen; jetzt hatte ein lustiger Wind die Wolken nordwärts getrieben,

und die Sonne warf ihre rothen Strahlen noch einmal weit hin über die Gegend. Der lange Dünenwall stand in rothem Schimmer, und die Fischerhütten, die sich ober- und unterhalb des Flosses hinstreckten, waren rosig über-  
gossen. Das Laub der heiligen Eiche erglänzte wie blitzendes Gold, und der Wind, der von Süden her über den Fluß strich, säufelte wunderbar in den Zweigen. — Hadubod's Augen leuchteten; er deutete mit der Hand nach der Düne und sagte mit bewegter Stimme: „Dort, wo die Sonne jetzt den öden Höhenzug mit Rosengluth bedeckt, wird einst nach Jahrhunderten Bau an Bau sich erheben. Unsere Hütten werden verfallen und andern stattlichern Wohnungen Platz machen; die Nachkommen unsers Geschlechts werden sich ausbreiten hüben und drüben am Weserstrom; ihr Wohlstand wird sich mehren, und ihre Namen werden einen guten Klang haben. Doch wie zahlreich das Geschlecht auch werde, wie stolz und reich es seine Wohnungen aufführen mag, es wird unser nicht vergessen; sondern der ersten Gründer seiner Heimath dankbar sich erinnern, und das Wahrzeichen, das wir heute aufgerichtet haben, die Henne mit den Küchlein, in Ehren halten.“ — —

Der Fischer Hadubod hat mit frommem Seherblick in die ferne Zukunft geschaut; was er prophezeit, es ist zur Wahrheit geworden. — Auf dem Dünenwall erhebt sich der größere Theil unserer guten alten Stadt, und jenseit desselben, wie hüben und drüben am gesegneten

Weserstrom erstreckt sie sich in die Länge und in die Breite. — Die Fischerhütten, die einst in der Gegend der Holzpforte, der Tiefer, der Martinistraße und der Schlachte sich an einander reihten, sie sind längst im Strom der Zeiten untergegangen, und an ihrer Stelle erheben sich die stattlichen Wohnungen wohlhabender Bürger, die Packhäuser reicher Kauf- und Handelsleute, und sonstige Lager- und Zollräume, und im Weserstrom spiegeln sich die altersgrauen Mauern der ehrwürdigen St. Martinikirche. — Wo damals der Brahm oder Phraemen über den Strom führte, verbindet jetzt die große Weserbrücke die Altstadt mit der Neustadt. Hadubod's Eiche stand noch in der Gegend der Wachtstraße, als man vor ungefähr 625 Jahren den Grund zur ersten großen Weserbrücke legte, und wurde nur in Folge des Baues entfernt. Wie aber steht es mit dem Wahrzeichen jenes Fischerdorfes? — Auch darin hat Hadubod Recht gehabt. Die Nachkommen der kleinen Colonie haben das Wahrzeichen in Ehren gehalten und es zu dem ihrigen gemacht. — Kennst du das prächtige Rathhaus in unserer Vaterstadt, auf das jeder gute Bremer mit Recht stolz sein darf? — Wie solltest du nicht, mein lieber Leser, wenn du ein Bremer bist, oder wenn du jemals unser Bremen mit Aufmerksamkeit dir angeschaut hast. — Als man in den Jahren 1609 bis 1612 dem bereits 1410 vollendeten Gebäude eine weitere Ausdehnung gab, indem an der Marktseite der schöne freie Bogengang mit den Gallerien

und den drei Giebeln darüber, erbaut wurde, da prangte auch die Henne mit ihren Küchlein, in Stein gemeißelt, an dem herrlichen Bau. Und sieh, an derselben Stelle, über dem zweiten\* Bogen des Säulenganges, den der Bremische Bildhauer und Steinmetz Lüder von Bentheim mit vielfacher Bildhauerarbeit geschmückt hat, da erblickst du es noch heute, das Wahrzeichen der alten Brema! — Das, mein lieber Leser, ist die Sage von der Gründung der freien Handelsstadt Bremen. —

\* Von der alten Börse an gerechnet.

2.

## Die Schenkung der Bürgerweide.



Die Schenkung der Bürgerweibe

2.

Die Schenkung der Bürgerweide.

1.

Es war ein schöner, klarer Sommertag im Jahre des Herrn 1032. Des Morgens früh hatte es tüchtig gewittert und geregnet, dann war der Wind gekommen und hatte die Wolken fortgetrieben, und nun war die Luft so frisch und rein, und das Laub der Bäume und Büsche, das der Regen nach Herzenslust abgewaschen, war so prächtig grün, und die Blumen in Feld und Garten dufteten so erquickend, daß es eine Lust war, heute draußen zu sein und nicht zwischen seinen vier Mauern. Das mochte die Gräfin von Lesmona\* auch gedacht haben, denn sie ritt mit ihrem Schwager, dem Herzog Benno von Sachsen, in der Gegend von Bremen umher, um ihm die Güter zu zeigen, welche sie im Gebiete der Stadt besaß. — Dem Herzog lachte das Herz im Leibe, als er die schönen Besitzungen in Augenschein nahm, die er bereits für sein Eigenthum ansah; denn

\* Lesum, auch Lesum, am Flüsschen gleiches Namens, einige Stunden von Bremen entfernt.

da sein Bruder Graf Lüdiger\* gestorben, und dessen Wittwe kinderlos zurückgeblieben, so mußte ja nach dem Ableben der Gräfin alles Gut und Land dem Herrn Benno, als dem nächsten Erben, zufallen; wenn jene nicht anders darüber bestimmte, was doch kaum zu befürchten stand. Konnte es da Wunder nehmen, daß er des Reichthums der Schwägerin sich freute? Zwar wußte Benno, daß die Gräfin von Lesmona aller Orten, wo es noth that, reichliche Wohlthaten spendete, daß sie die Kirchen und die Geistlichkeit über die Maßen bedachte; und wenn er davon gehört, hatte es ihn stets verdrossen, und wenn er's gekonnt, hätte er's gern hintertrieben. Aber die Gräfin war festen Sinnes im Guten und ließ sich nicht davon abwenden; dann auch war ihr Reichthum so groß, daß solche Wohlthaten ihn am Ende wenig schmälern mochten; d'rum hielt der Herzog es fürs Beste gute Miene zu machen und vor verdächtigen Aeußerungen sich zu hüten, damit die Gräfin kein Mißtrauen gegen den Schwager fassen konnte.

Die Beiden waren nun mit ihrem kleinen Gefolge in die Nähe der Stadt Bremen gekommen, da, wo die spätere Bürgerweide fast unabsehbar sich erstreckte. Benno hielt sein Pferd an und deutete auf die Wiesenfläche. „Und der ganze Complex von Weiden gehört Euch, Frau Schwägerin?“ fragte er mit begehrllichem Blick in seinen

---

\* Auch Lüdger, Lüder, von Lothar.

grauen Augen; denn da er wenig mit seinem verstorbenen Bruder verkehrt hatte, wußte er auch nicht genau, was derselbe seinen Gütern zugefügt, und was alles die Frau ihm als Mahlschatz zugebracht hatte. — Die Gräfin nickte lächelnd und sagte: „So weit Euer Auge reicht, Herr Schwager, und noch weiter als es reicht, sind alle jene Weiden und Wischen mein Eigenthum. Ihr seht, die Gräfin von Lesmona darf sich schon etwas erlauben. — Hätte es Gott nur gefügt,“ setzte sie mit einem Seufzer hinzu, „daß mein wackrer Gemahl, Graf Lüdiger, noch lebte und mir getreulich zur Seite stände!“ — Und sie hatte wohl Recht, dies zu wünschen, die fromme Frau, denn der Abgeschiedene war ihr der beste und treueste Freund gewesen, stets eines Sinnes und eines Willens mit ihr. Herzog Benno murmelte so etwas in den Bart, wie auch er nichts inniger wünsche, als daß sein in Gott ruhender Bruder noch auf Erden wandeln möge; wie er aber als gläubiger Christ sich dem Rathschluß des Ewigen untergeordnet, und sich in den schweren Verlust eines geliebten Bruders gefunden habe. Was Herr Benno da geredet, davon gehörte wenig oder gar nichts der Wahrheit an, und die an die Spitze gestellte Behauptung war nichts weiter als eine Lüge; denn der Herzog hätte um alles nicht gewünscht, daß sein Bruder das Zeitliche nicht gesegnet; war doch seine ganze Seele von Habsucht und Gier nach irdischen Gütern erfüllt; und des Bruders Tod war ihm ja der sicherste Schlüssel zu all diesen ersehnten Schätzen.

Die Gräfin hatte nur halb gehört, was der Herr Schwager gesprochen; ihre Aufmerksamkeit wurde von einem Zuge festlich gekleideter Männer in Anspruch genommen, der ihr geraden Weges entgegenzog und alsdann in ehrerbietiger Stellung vor ihr Halt machte. „Was wollen diese Leute?“ fragte unmuthig über die Störung, der Herzog mit scharfem Tone. „Ich denke, wir werden es bald erfahren;“ versetzte die Gräfin freundlich, und wandte sich darauf den etwas verlegenen Männern zu. „Nun,“ fuhr sie ermuthigend fort, „was habt ihr auf dem Herzen, ihr guten Bürger der Stadt Bremen?“ — Da gewannen die einfachen Leute Muth zu reden, und in schlichten und kunstlosen Worten theilten sie der Frau Gräfin mit, wie sie schon lange die Absicht gehegt, der hochedlen Frau eine große Bitte ans Herz zu legen; wie ihnen nur stets der Muth und auch die Gelegenheit dazu gefehlt habe. Wie nun aber vorhin der lahme Hannes ihnen Botschaft gesandt, daß die Frau Gräfin von Lesmona mit dem edlen Herzog Benno in ihrer Gemarkung umherreite, da hätten sie sich ein Herz gefaßt und sich aufgemacht, um ihre Bitte vertrauensvoll anzubringen. — „Ei seht doch,“ scherzte die Gräfin, „was für ein Schwäzker der lahme Hannes ist, daß er sogleich ausposaunt, wo ich und mein gestrenger Herr Schwager zu finden sind.“ „Ah, das ist wohl der kleine Patron, dem Ihr vorhin die reiche Gabe in den Hut warft?“ bemerkte der Herzog mit verhaltenem Spott. „Derselbe,“ entgegnete die

Gräfin arglos, „ich kenne den armen Burschen schon lange; und wenn ich hieher komme, so finde ich ihn stets an dem Eingange des Hauptweges, dort wo die Pfade sich kreuzen; da ist's denn natürlich, daß ich seiner nicht vergesse. Jetzt aber, ihr lieben Bürger,“ unterbrach sich die Gräfin, „sagt an, worin besteht euer Anliegen? Redet nur frei von Herzen weg; kann ich etwas für euch thun, bin ich gern bereit dazu.“ — „Ja seht, vielehle Frau Gräfin,“ begann jetzt der Wortführer des Zuges, „wir Bremer wären ganz zufriedene und glückliche Leute, wenn wir für unser Vieh freie, gute Weideplätze hätten; aber dem ist nicht so. Der rings um die Stadt liegende Weidegrund gehört größtentheils nicht zu unserm Gebiete, und das Wiesenland, das der Stadt zu eigen ist, taugt nicht zum Betreiben des Viehs, denn es ist voll Sumpfstrecken und gefährlicher Brüche. Da sind wir nun gezwungen, unser armes Vieh in engen Ställen, oder Verschlügen zu halten, wo es nicht gedeihen kann. Wir füttern es zur Sommerzeit mit den Abfällen unsers Gemüses, — gutes, gesundes Gras können nur die wenigsten von uns beschaffen; und so tragen wir viel Sorge und Plage darob. Da sind wir nun gekommen, vielehle Frau, um Euch zu bitten, uns einen Weideraum nach Eurer Beliebung für ein Billiges an Geld zu überlassen, damit wir unserm Vieh bessere Nahrung und mehr Gedeihen verschaffen möchten.“ —

Die Gräfin hatte mit freundlichen Mienen die wohl-

gesetzte Rede angehört, und als der Wortführer geendet, sagte sie in ihrer leutseligen Weise: „Mir thut's leid um euer armes Vieh, das in der schönen Sommerzeit in dumpfigen, engen Ställen eingepfercht ist; warum seid ihr nicht längst zu mir gekommen und habt mich's wissen lassen, woran es euch mangelt? — Was ihr indeß redet von Ueberlassung eines Weideraums für Geld, das will mir nicht einleuchten. Der Herr hat mich reich gesegnet mit irdischem Gut, warum sollte ich nicht ein Geringes davon denen mittheilen, die Mangel daran leiden?“ — Herzog Benno wollte hier seine Schwägerin unterbrechen und sie von dieser, nach seiner Meinung, höchst thörichten Verschwendung abmahnen; allein die Gräfin war so erfüllt von dem Gedanken, ein gutes und nothwendiges Werk zu thun, daß sie es nicht einmal merkte, wie der gestrenge Herr Schwager einen Anlauf zur Rede nahm. Sie fuhr deßhalb ganz ruhig fort: „Hört also, was ich eben bei mir beschlossen habe. Ich will euch für ewige Zeiten so viel Weideraum schenken, als ein Mann in einer vollen Stunde umgehen kann; sei es nun langsam oder schnell, ganz wie er's mag, so soll mir's recht und euch zu Gunsten sein.“ —

Das hatten die Bürger nicht erwartet; sie brachen in ein lautes Jubeln aus und priesen das wohlthätige Herz der hohen Frau; aber Herzog Benno ergrimte ob der maßlosen, tollen Verschwendung der Wittwe seines Bruders, und mit einem spöttischen Lächeln, unter

welchem er den innern Grimm verbarg, bemerkte er: „Ei, Frau Gräfin von Lesmona, Ihr seid sehr knauserig, mein' ich; mich dünkt, Ihr solltet die Stunde lieber auf einen ganzen Tag ausdehnen, da ließe sich ein erklecklich Weidestück umgehen.“ — Sei es nun, daß die Gräfin den Spott nicht merkte und den Vorschlag Benno's für ernst gemeint ansah; oder wollte sie ihm überall zeigen, daß sie nicht gewillt sei, sich in solchen Dingen beherrschen zu lassen; genug, sie versetzte rasch, indem eine leichte Röthe ihr mildes Angesicht überflog: „Ihr habt vollkommen Recht, mein gestrenger Herr Schwager, mir meinen Geiz vorzuwerfen und mich daran zu erinnern, daß man von dem viel fordert, dem viel gegeben worden. — Wohlان denn, es geschehe, wie Ihr's gesagt. Was ein Mann, von morgen früh um fünf bis morgen Abend um acht Uhr, an Weidegrund umgehen kann, das schenke ich den guten Bürgern von Bremen!“ — Das war ein Staunen und Jubeln von Seiten der Bürger; — aber ein arges Erschrecken und ein böses Grollen von Seiten Benno's! Er hätte sich selbst hassen können seines dummen Spotts wegen, der so üble Früchte für ihn trug, indem er das in Aussicht stehende Erbe so bedeutend schmälern mußte. Allein er konnte die Sache nicht rückgängig machen, das begriff er sofort; aber etwas mußte geschehen, das der wahnsinnigen Vergeudung der Schwägerin einen Zügel anlegte. Darüber sann er nach. Dem Bösen kommen die Gedanken schneller als dem Guten. Das

Gute gedeiht langsam und geht bedächtig seinen Weg; das Böse wächst und schreitet rasch. So war es auch bei dem argen Herzog. Während er sich voll Aerger auf die dünnen Lippen biß, blitzte ein Gedanke in ihm auf und diesen Gedanken wollte er alsbald zur Ausführung bringen. „Wartet nur, ihr dickköpfigen Bürger,“ sprach er bei sich selbst, „wartet nur, ich will euch schon einen Strich, und zwar einen derben Strich, durch die Rechnung machen! Ihr sollt bald genug einsehen, daß ihr diesmal die Rechnung ohne den Wirth, das heißt: ohne den Herzog von Sachsen gemacht habt.“

„Ihr seid doch über die Maßen mildthätig und zu allem Guten bereit, Frau Schwägerin!“ Mit diesen heuchlerischen Worten wandte Benno sich jetzt an die Gräfin; „in der That dachte ich nicht, daß mein hingeworfenes Wort so rasch zünden würde bei Euch. Indeß da Ihr meinen Rath ohne weiteres angenommen, so daß Ihr denselben schon am morgenden Tage zur Ausführung zu bringen gedenkt; möchte ich Euch doch ersuchen, mich, als Euren wohlgetreuen Schwager, auch dafür sorgen zu lassen, den Mann zu stellen, der den Weideraum zu umgehen hat.“ Die Gräfin, die keine Ahnung von dem Plane haben konnte, den der Herzog Benno rasch erfunden, gewährte das Gesuch ganz arglos und fügte in ihrer unbegrenzten Güte nur hinzu: „Aber ich bitte Euch, vielerley Herr, stellt mir auch einen Mann, der dem Ganzen gewachsen ist; nicht zu meinem Gunsten,

sondern zum Frommen der guten Leute, denen ich mein Versprechen gegeben.“ „Ich habe Euer Wort!“ bemerkte der Herzog „und dies Wort, mein' ich, gabt Ihr ohne Bedingung.“ — Diese Aeußerung fiel der Gräfin etwas schwer aufs Herz; allerdings hatte sie keine Bedingung an die Zusage geknüpft; nur als das Wort gegeben war, hatte sie eine Bitte hinzugefügt, auf welche einzugehen, der Herzog nicht geneigt schien. Allein den Bürgern gegenüber durfte sie keinen Zwiespalt mit ihrem Verwandten zeigen; darum faßte sie sich rasch, sagte zum Schwager: „Wohl, so stellt mir den Mann!“ und gab alsdann in ihrem frommen Sinn das Weitere in Gottes Hände, damit der es ausführen möge zum Heile. — „Ich stelle ihn Euch in zehn Minuten!“ versetzte der Herzog triumphirend, „bitte um Urlaub bis dahin und um einige Diener aus Eurem Gefolge.“ Die Gräfin winkte mit der Hand, und Benno sprengte mit einigen Leuten die Straße zurück, die er gekommen war. — Die edle Frau sah ihm befremdet nach, und die Bürger schauten sich fragend und kopfschüttelnd an.

Die bestimmten Minuten waren kaum vergangen, so kehrte der Herzog mit seinen Leuten zurück, — in ihrer Mitte den lahmen Hannes, den armen Krüppel, der Tag an Tag, wenn das Wetter nicht gar zu schrecklich, an dem Eingange der Hauptstraße saß, die zur Stadt führte; wo er dann von denen, die da kamen, oder gingen, manches Almosen erhielt, um sein traurig Leben zu fristen.

— „Hier stelle ich meinen Mann! vielehle Frau Schwägerin,“ begann der Herzog, sich tief verneigend, damit die Gräfin die Schadenfreude nicht sehe, die in seinen Zügen sich aussprach. — Die Bürger sahen sich erschrocken an, und die frohe Hoffnung, die sie noch vor kurzem gehegt, ward zum Nichts. — „D, ich dacht' mir's schon,“ raunte einer der Bürger dem andern zu, „daß er nichts Gutes im Schilde führen werde; ich sah's ihm an, daß die Güte der frommen Frau ihm ein Stich in die Seele war. Er ist ihr nächster Erbe, und wenn nicht er, doch seine Kinder, und da möcht' er's Gut gern zusammenhalten und der Frau Schwägerin die Hände ein wenig binden. Nun wenn ihm das sonst auch nicht gelingen mag, hier hat er seinen Zweck so halb und halb erreicht; denn was soll uns der arme Hannes, der nicht gehen kann!“ —

Die Gräfin sah den Krüppel lange an; sie begriff jetzt völlig, was ihr Schwager beabsichtigte. Aber sie schwieg; es widerstrebte ihrem feinen Sinn, den Bruder ihres geliebten Gemahls in Gegenwart Fremder durch einen Vorwurf bloß zu stellen, mochte dieser auch noch so gerecht erscheinen. „Nun, Frau Gräfin,“ begann der Herzog jetzt; „was sagt Ihr zu dem Manne, den ich ausgewählt? Ist's nicht ein capitales Bürschlein? Wir haben ihn bereits von Eurem Vorhaben und seiner wichtigen Thätigkeit dabei in Kenntniß gesetzt; aber er wehrt sich dessen mannlich und jammert ob seiner Mission, mit

der wir ihn in Gnaden betrauen wollen.“ — „Ei seht doch,“ versetzte die Gräfin, die ihre Fassung wieder gewonnen, mit einer feinen, fast diplomatischen Wendung, „Ei seht doch, nun begreife ich Euch erst, gestrenger Herr Schwager! Ihr habt nichts Geringeres in Eurem klugen Sinn, als daß selbst der schwächste der Bremer Bürger, der arme Hannes, sich in der Geschichte verewigen soll, indem er das Seine beiträgt, um den allgemeinen Wohlstand zu heben.“ — Herzog Benno war etwas betreten und wußte auf die fein gestellte Rede nicht zu antworten; er verbeugte sich schweigend vor der Gräfin. Der lahme Hannes aber jammerte laut und bat fast unter Thränen: „Ach, viedle Frau, laßt mich doch zurückbringen auf meinen Platz an der großen Hauptstraße; ich trage gar kein Verlangen, mich zu verewigen in der Geschichte. Vergönnt in Gnaden, daß der Krüppel heimgebracht werde, von wo man ihn mit Gewalt fortgeführt hat.“ „Ich kann dir nicht helfen, guter Hannes,“ sagte die Gräfin freundlich, „ich habe dem Herzog von Sachsen, meinem hochedlen Herrn Schwager, mein Wort gegeben, den Mann, den er stellen würde, zu bestätigen. Auf dich nun ist seine Wahl gefallen, und da kann ich nicht anders, als dich auffordern, morgen früh um fünf Uhr hier am Plage zu sein, um das in Rede stehende Werk zu beginnen.“ „Ach bedenkt doch nur,“ klagte der arme Hannes, „daß ich ja gar nicht im Stande bin, von einer Stelle zur andern zu gehen; fragt nur die wackern Bürger

hier, ob ich nicht jeden Morgen auf eine mitleidige Seele warten muß, die mich an meinen Platz draußen bringt und Abends wieder heim schafft. Wie könnte ich auch nur die kleinste Stelle umgehen, da meine armen Beine lahm sind, so lange ich denken kann.“ Die Bürger bestätigten, was Hannes gesagt. Die Gräfin schwieg eine Weile still; sie schien nachzuspinnen, oder zu beten, und es verbreitete sich ein heller gar milder Ausdruck über die edlen Züge ihres Angesichts; dann sagte sie: „Gott ist mächtig in dem Schwachen, — das soll keiner vergessen! — Da du nicht gehen kannst, armer Mann, so gestatte ich dir, zu kriechen. Es gilt morgen den Versuch, und das Weitere legen wir in die Hände dessen, der alle Bosheit und Listen zu Schanden machen kann.“ — „Ja, ja! die Frau Gräfin hat Recht!“ „Versuch's nur, guter Hannes!“ — „Gott wird schon helfen!“ So riefen die Bürger durch einander und warfen ihre Mützen und Hüte jubelnd in die Luft.

„Mit nichts, Frau Schwägerin,“ unterbrach Benno die lauten Freudenäußerungen der Bürger, „es war nur die Rede von einem Umgehen des Weideraums, aber nicht von einem Umkriechen. Ich wage pflichtschuldigst dagegen Einsprache zu erheben.“ — „List gegen List!“ versetzte die Gräfin leise, aber bestimmt, indem sie jenem einen festen Blick zuwarf, vor dem der stolze, fluge Mann verstummte. „Es bleibt dabei, wie ich es angeordnet!“ sprach sie zu den Uebrigen, „also auf

Wiedersehen, morgen früh." — Damit wandte sie ihr Roß, winkte dem Gefolge, und den still grollenden Benno zur Seite, ritt sie dann in die Herberge, wo sie mit den Ihrigen gewöhnlich übernachtete, wenn sie länger als einen Tag in Bremen verweilte.

## 2.

Am nächsten Morgen war alles früh auf den Beinen. Klein und Groß, Jung und Alt zog in dichten Schaaren hinaus, um das wunderliche Schauspiel anzusehen, wie der lahme Hannes den Bremer Bürgern einen Zuwachs an Weiden und Wischen erkriechen sollte. Lange vor der bestimmten Zeit war die ganze Umgegend in der Nähe der Weide mit Menschen angefüllt, und in allen Gesichtern las man die größte Spannung auf das, was da kommen werde. — Die Sonne stand am blauen Morgenhimmel und schaute fast neugierig auf die vielen Menschenkinder herab, die sich hier zu so früher Tagesstunde in Massen versammelt hatten. „Was mögen sie wollen?“ schien sie zu fragen; und sie warf ihre feurigen Strahlen mit so rührender Zudringlichkeit zwischen alle, als wollte sie es den Leuten aus den Augen und Herzen herauslesen, was sie so ungewöhnlich bewegte. — Nur gemacht, liebe Frau Sonne! Ihr werdet's schon erfahren, um was es sich heute handelt; wartet nur noch eine kleine Weile, da wird's euch schon klar werden, was für ein wunderlich Bild unter eurem prächtigen

Strahlenbaldachin, auf der guten Mutter Erde, dem Schemel eurer goldigen Fußspitzen, sich entfaltet. — Schaut nur die Straße dort entlang; seht ihr den armen Krüppel, der von den kräftigen Armen einiger Bürger getragen wird, wie ein unmündig Kind? — Merkt auf, liebe Frau Sonne, das ist der Held des Tages! —

Auf einem prächtigen weißen Zelter nahete jetzt die Gräfin von Lesmona, festlich geschmückt. Wie die Farbe des schönen Rosses, das sie trug, so licht und rein war die Seele der edlen Frau, deren Milde und Klarheit in den sanften blauen Augen sich widerspiegelten. An ihrer Seite ritt der Herzog von Sachsen auf einem kräftigen, stolzen Rappen; schwärzer wohl als die Farbe des edlen Thieres, mochte es in dem Innern Benno's aussehen, voll Groll, Habgier und finstrier Gedanken. —

Die Diener der Gräfin errichteten rasch eine Art von Zelt an dem Hauptwege, der dicht an der Weide vorüberführte, in das die Herrschaften im Laufe des Tages, wenn es ihnen draußen im Freien zu heiß werden mochte, eintreten konnten. Auch Speisen und Getränke schaffte man hinein, um dem Hunger und Durst zu begegnen, die ohne Zweifel mit der Zeit sich breit machen dürften. Aber die Gräfin hatte nicht allein für sich und für ihr Gefolge gesorgt; auch der guten Bürger hatte sie gedacht, das bewiesen mehre Tonnen Biers, die vor dem Zelte abgeladen wurden; von diesem sollte im Laufe des Tages den Durstigen ausgeschenkt wer-

den, das hatte einer der gräflichen Diener den Bürgern verrathen.

Der lahme Hannes sah heute gar nicht so jämmerlich darein als gestern. Er war diese Nacht so recht mit sich und seinem Gott zu Rathe gegangen; er hatte sich das Zeugniß geben müssen, daß er nicht durch Versprechung irdischer Güter zu dem heutigen schweren Gange sich habe verleiten lassen; sondern daß er lediglich ohne irgend ein Zuthun von seiner Seite, in den seltsamen Handel hineingezogen sei. Das hatte ihm nun Ruhe und Muth gegeben. Dazu war ihm der Gedanke gekommen: Gott wird schon helfen, wenn die Sache ihm recht ist; den Gedanken hatte er festgehalten wie einen schützenden Schild, wie eine geweihte unsichtbare Waffe zu einem Kampfe mit der Schwäche und Gebrechlichkeit seines Körpers; und darum erschien der gute Hannes diesen Morgen mit heitrem Angesicht und hellen Augen.

Die Gräfin von Lesmona winkte den Bürgern, die den Kleinen auf ihren Armen hergetragen, zu sich heran, und bot ihnen in ihrer freundlichen Weise einen guten Morgen; zum Hannes aber wandte sie sich besonders leutselig und sagte: „Nun, guter Mann, wie steht es um dich? — Du scheinst mir heute andern Sinnes zu sein, als gestern; du schaust ja so zuversichtlich d'rein, als gedächtest du mir, wer weiß, wie viel Kuhweiden abzugewinnen?“ — Bei diesem Scherze wollte den armen Hannes seine Zaghastigkeit von gestern wieder beschleichen,

denn er sagte bittend: „O, edle Frau Gräfin, scherzt nicht also mit mir schwachem Menschenkinde, sonst möchte der Muth, den ich mir diese Nacht erbeten habe, von mir weichen.“ „Nun denn,“ lenkte die Gräfin freundlich ein, „versuche, was du kannst; sei es auch noch so gering, — den weitem Verlauf wollen wir Gott anheim stellen. — Setz aber Stärke dich hier mit einem Trunk Weines; es ist frisch heut' Morgen, er wird dir gut thun.“ — Nachdem Hannes getrunken, sah er noch einmal auf die ungeheure Menschenmenge, die ringsum geschaart stand, Kopf an Kopf, Fuß an Fuß; und alle Augen blickten auf ihn, und alle Herzen hofften von ihm, dem ärmsten der Armen, Abhülfe ihrer Noth, Bereicherung ihres Gutes. „Gott wird helfen!“ sagte er halblaut vor sich hin, und schaute zum wolkenfreien, blauen Himmelsgewölbe empor, von dem die Sonne freundlich und segnend hernieder grüßte; dann trat er mit dem letzten fünften Glockenschlage, auf Händen und Füßen seine seltsame Wanderung über die Weide an. — Die Gräfin ließ sofort an der Stelle, wo Hannes den Anfang genommen, einen Pfahl einschlagen, und gebot ihren Dienern, stets nach hundert Schritten, die sie neben Hannes gemacht, jene Bezeichnung zu wiederholen, damit später alles leicht und in Ordnung regulirt werden könne. Nachdem sie diese Verhaltensregeln gegeben, ritt sie mit dem Herzog Benno auf der Weide auf und ab; theils um den Bürgern Gelegenheit zu bieten, frei

und ungezwungen sich zu besprechen, theils um den finster d'reinschauenden Benno ihren Blicken zu entziehen.

Der Herzog hatte in der That sich nicht überwinden können, gute Miene zum verdrießlichen Handel zu machen, so sehr wurmte ihm die ganze Sache. „Hättet Ihr, Frau Schwägerin,“ begann er grollend während des Rittes, „dem Bürgerpadt meinetwegen ein Duzend Kuhweiden an den Hals geworfen, so möcht's hingehen. Aber einen ganzen Tag von fünf Uhr früh, bis acht Uhr spät, von dem Bettler einen Weideraum umkriechen zu lassen, — weiß Gott, das ist zu viel! Das ist keine weise Wohlthat mehr, das ist eine thörichte Verschwendung!“ „Ei, ei, mein gestrenger Herr Schwager!“ versetzte die Gräfin, „Ihr scheint ja ganz vergessen zu haben, daß Ihr selbst es waret, der den Rath gab, die Stunde auf den vollen Tag auszudehnen, und daß Ihr mit höchst eignen Augen den Mann auswähltet, der den Weidgrund umgehen sollte.“ „Das erstere war Spott von mir, weil mich schon die Stunde verdroß;“ antwortete jener, „und was das letztere betrifft, so habt Ihr meinen verständigen Einfall dadurch zunichte gemacht, daß Ihr den dummen Hannes kriechen laßt, wo ich ihn nur zu gehen bestimmt hatte. Und das lediglich aus Sorge für Euch, damit Ihr nicht zu große Einbuße erlittet an Eurem Besizthum.“ — Die Gräfin lächelte. „Seid ohne Sorgen meinethalb, Herr Herzog,“ versetzte sie, „die Tochter des Grafen zu Stotel, die Schwester des Bi-

schofs Meinwerk zu Baderborn, die Wittwe des edlen Lüdiger, des Grafen zu Holstein, Stormarn, Dithmarschen, Stade und Lesum, — ist so reich an Gut und Liegenschaften, daß sie eine Einbuße wohl verwinden kann! — War's übrigens der Spott, der Euch gestern geleitet," schloß die wackere Frau, „nun, so ist's auch recht, daß Ihr des Spottes Folge tragt.“ — Benno biß sich auf die Lippen und schwieg.

In diesem Augenblick vernahm man das tausendstimmige Aufjubeln der Bürger. — Hannes, der den verhängnißvollen Weg zwar mit Muth im Herzen, aber auch mit der äußersten Anstrengung seines gebrechlichen Körpers angetreten, hatte glücklich den Raum von hundert Schritten hinter sich; und rasch schlug, wie die Gräfin es geboten, einer der Diener den Pfahl in die Erde. Diesem wichtigen Acte galt das Aufjauchzen der fröhlichen Menge. — „Also schon hundert Schritt vorwärts gefrochen," spottete der Herzog, „freut Euch doch am Freudenschrei des Bürgerpacks, Frau Schwägerin!“ Die Gräfin sah ihn mit tiefem Ernst an. „Wohl freue ich mich an dem Ausdruck der Freude guter Menschen;" sagte sie nach einer Weile, „und ich meine, daß eine solche Freude mir wohl anstehe. — Euch aber, Herzog Benno, steht der Hochmuth sehr übel an, den Ihr geflissentlich zur Schau tragt, und von dem jedes Curer Worte Kunde giebt. Die Leute, die Ihr mit dem Namen — Bürgerpack belegt, sind strebsame, fleißige und brave

Menschen; mancher aus dem Adel= und Ritterstande könnte sich ein Beispiel daran nehmen. — Ihr sprecht verächtlich vom Bürgerstande; wie würd' es Euch gefallen, wenn irgend ein Ritter mit Verachtung Eures Großvaters gedächte, weil dieser nur ein schlichter Bauer war?" — Der Graf preßte die Lippen zusammen, die Erwähnung des Standes seiner Vorfahren war seinem hochmüthigen Sinne stets ein Grauen. Die Gräfin fuhr fort: „Mein in Gott ruhender Gemahl, der Graf Lüdiges, war nicht so hoffärtig, wie Ihr es scheint; seine größte Freude war es, von seinem Vorfahr zu erzählen, dem Hermann Billung,\*) dessen Sohn, Cuer und Lüdiges trefflicher Vater, vom Kaiser Otto dem Ersten zum Herzog der Sachsen berufen wurde. — Seht, Herr Schwager," schloß die Gräfin, „das hab' ich Euch sagen wollen, und bitte ich Euch, meine Worte zu erwägen, ob Ihr irgend eine Unlauterkeit darin findet. Uebrigens ehre ich in Euch nach wie vor den Bruder meines Gemahls, unter der einzigen Bedingung, mich in Dingen der Wohlthätigkeit nicht bevormunden zu wollen. Und jetzt, Herr Herzog, laßt uns zurückreiten, und wollt Ihr mir gefällig sein, so zeigt den Bürgern ein freundlich Gesicht, damit sie nicht glauben, die Einbuße an Weiden und Wischen thäte Euch leid." —

Der Herzog mochte für den Augenblick begreifen,

\*) Nach Andern: Billung.

daß die Gräfin Recht habe, und daß er sich ein wenig zusammennehmen müsse, um den Bürgern gegenüber nicht für das zu gelten, was er wirklich war, für einen eigennützigen Herrn, dem die thätige Liebe seiner Schwägerin schlecht behagte, weil sie möglicher Weise sein Erbe schmälerte. „Ich will's Euch zu Liebe thun, daß ich heiter d'reinschaue, Frau Gräfin,“ sagte er mit Ueberwindung, „obwohl ich nicht alles billigen kann, was Ihr thut. — Uebrigens habt Ihr darin Recht, daß man sein Herz nicht auf der Zunge haben muß. Kommt denn, viel edle Frau Schwägerin, laßt uns nach Eurem Wunsche zurückreiten; auch spüre ich nachgerade ein Begehren nach einem guten Trunk und einem Imbiß dazu.“ — Und beide wandten die Kofse und ritten dem Zelte zu. — Der Zufall hatte es indeß gewollt, daß in dem Augenblick, als der Graf vom Rappen sprang und die Bügel dem Reitknecht zuwarf, wiederum ein Freudenjubel der Bürger die Luft erfüllte, denn der dritte Pfahl wurde so eben von dem gräflichen Diener aufgerichtet. Aber Herr Benno behielt seine Fassung; nur um die dünnen Lippen zuckte es ein wenig unheimlich. Rasch trat er ins Zelt, ließ sich Wein und Imbiß reichen, und vergaß über dem köstlichen Trunk, für den Augenblick, die ganze Weide und den lahmen Hannes dazu.

Diesem armen Burschen war heut' kein leichtes Tagewerk beschieden. Auf Händen und Füßen vorwärts

kriechend auf dem feuchten, holprichten Weidegrund, über sich die Sonne, die es über die Massen gut meinte mit ihren Strahlen, mußte es dem lahmen Hannes gar schwer werden. Der Schweiß rann ihm in hellen Tropfen von der Stirn, und seine sonst so bleichen Wangen färbte die Anstrengung hochroth. — Wäret ihr, Frau Sonne, nur etwas weniger neugierig gewesen, so hättet ihr euch dann und wann wohl hinter ein Wölklein verstecken können, das hier und dort an der Himmelsdecke aufstieg; dahinter hättet ihr ganz bescheidenlich hervorlugen mögen, und ihr würdet noch genug geschaut haben. Allein das Erbtheil unsrer guten Stammutter Eva war für heute, und noch dazu in erhöhtem Grade auch auf euch übergegangen; ihr waret so wißbegierig auf das, was hier unten vorging, daß ihr nicht das Geringste entbehren wolltet, und deßhalb all die flammenden Blicke aus euren Strahlengaugen hernieder senktet. Diese Blicke aber waren heiß, gar heiß, die schafften dem lahmen Hannes recht arge Plage und Last. — Trotzdem hielt der Bursche tapfer aus und frohmuthig weiter; und wenn ihn die Erschöpfung übermannte, da hielt er eine Zeit lang inne, trank einen Schluck stärkenden Weins, den ihm die vorsorgliche Gräfin reichen ließ, sprach tief in seiner Seele ein brünstiges „Gott wird schon helfen!“ und trat seinen Gang aufs neue an. — Und wenn er sah, wie die Bürger in geringer Entfernung neben ihm herzogen, und wenn er's

hörte, wie sie ihn beklagten, und wie gern sie mit ihren gesunden Beinen ihm den sauern Umzug abgenommen hätten; da freute er sich ihrer Theilnahme, und diese Freude erhöhte seine Kräfte. — Mit jedem neuen Pfahl aber, den der gräßliche Diener mit dem lauten Rufe: „Wedder hunnert!“ \*) in den Boden schlug, wuchs der Muth des Kleinen; die Bürger jubelten, und die Gräfin sprach fromm vor sich hin: „Gott ist mächtig in dem Schwachen!“ —

Es ist doch eine wunderbare Sache um einen tiefen Trunk guten, feurigen Weines! Herrn Benno hatte der goldne Rheinwein, den die Schwägerin ihm kredenzen ließ, gar trefflich gemundet, und er hatte weidlich gezecht. Die guten Geister, die in jedem guten Weine schlummern, waren aufgewacht und dem Herzog in das finstere Hirn gestiegen; und sie hatten ein helles Licht darin angezündet, das nach und nach alle dunklen Kammern des Hauptes erleuchtete, und dessen Wärme wohlthätig bis in das Herz des kalten Mannes sich verbreitete. Die ganze Schenkung der Gräfin erschien ihm gar nicht mehr so entsetzlich verschwenderisch und thöricht; im Gegentheil, er fand dieselbe, im Hinblick auf den Reichthum der edlen Frau, ganz natürlich und lobenswerth. Und da er bis zu dieser Erkenntniß gekommen, so konnte es nicht fehlen, daß er weiter ging; und da begriff er denn, wie es so ganz und gar unritterlich gewesen, die gute Absicht der Gräfin durch arge List

\*) „Wieder hundert!“

vereiteln zu wollen. Als er nun etwas schwankenden Schrittes, aber mit vergnüglichen Sinnen aus dem Zelte trat und auf die versammelte Menge blickte, da erschienen ihm die guten Bürger gar nicht mehr so dickköpfig, sondern als stattliche, ehrbare und handfeste Männer, die da wußten, was sie wollten. Und als er in weiter Ferne den lahmen Hannes so eifrig über das Gras dahinkriechen sah, da konnte es ihm ordentlich leid thun, daß der Kleine sich so abquälte, während er im Zelte gezecht und geschmaust hatte: — Wie lange die guten Geister des Weins unsern Mann beherrschten, ob in nächster Stunde alles wieder verflogen war, und die finstern Gedanken aufs neue bei ihm einkehrten, zu seiner eignen Qual, das wissen wir nicht, wollen uns auch weiter darum nicht kümmern, da es nicht hieher gehört. Nur das wissen wir, daß der Herzog mit ungeheuchelter Freundlichkeit zur Gräfin trat, ihr die Hand bot und sagte: „Viel gute Frau Schwägerin, ich denk', daß mein längres Verweilen hier ganz überflüssig sein möchte, da Ihr alles selbst zu leiten im Stande seid. D'rum gebt mir freundlichst Urlaub, damit ich nach Lesmona zurückreite und Euch dort heut' Abend fein schwägerlich erwarte.“ — Die Gräfin sah dem Manne ganz erstaunt in die Augen, aber sie bedachte sich nicht lange, drückte ihm die Hand zum Abschied und bat ihn, nicht zu schnell zu reiten bei der gewaltigen Hitze. Der Herzog versprach es, bestieg seinen prächtigen kohlschwarzen Rappen,

grüßte die Bürger ganz herablassend und freundlich, und trabte mit einigen Dienern von dannen.

„Was sicht den Herzog an, daß er so leutselig grüßt?“ fragte ein Bürger, nachdem jener vorüber geritten. „Er hat tapfer gezecht, wie ich gesehen,“ versetzte ein anderer, „und der Wein macht oft einen gelinden Mann aus einem barschen.“ „Gleichviel, woher es kommt,“ warf ein dritter ein, „aber recht ist mir's schon, und bin ich ihm darob nicht gram.“ „Bist du ihm nicht gram des Grußes wegen,“ rief ein vierter lachend, „so bin ich ihm noch weniger gram um seinen Heimritt; mir ist, als könnten wir erst jetzt von Herzen fröhlich sein.“ — „Wedder hunnert!“ klang es aus der Ferne, und ein neuer Pfahl flog in den Boden. Der laute Jubel des Volks war die Antwort auf jenen erfreulichen Ruf.

Und nun, wie ging's denn unserm lahmen Hannes? Ja, wie ging es dem! — Der wunderliche Marsch auf allen Vieren hatte ihm arg zugesetzt. Die fadenscheinigen Beinkleider waren an den Knien bereits durchgeschauert; und die, solcher Thätigkeit völlig ungewohnten Hände sahen ganz roth und wund aus. Sie fingen an, ihm zu schmerzen, und der gräßliche Diener, der ein mitleidiger Gesell war, sagte zu den mitwandernden Bürgern: „Ihr müßt dem Hannes Hülfe schaffen, daß er Hände und Knie etwas schonen kann, sonst hält er's nicht bis Abend aus.“ — Silends rannte einer der

Bürger in die Stadt zum Gevatter Schuster, und kam alsbald mit einem großen Stück weichen, dicken Leders heim; das schnitt man in vier passende Theile; band die zwei kleinern um die Hände, die zwei größern um die Knie des Kleinen, und nun war dem Schaden abgeholfen, und das gute Bürschlein froch lustig weiter.

Um die Mittagszeit, als Frau Sonne am heißesten brannte, — auch nicht dem kleinsten Wölkchen hatte die Wißbegierige gestattet, als zeitweiligen Schleier sich über ihre Gluthaugen zu legen, — da gebot die Gräfin innezuhalten. Nachdem der eifrige Hannes mit einer kräftigen Speise sich erquickt hatte, mußte er ein Stündchen ausruhen, um neue Kräfte zu sammeln; also wollte es die freundliche Gräfin. „Uebrigens soll niemand Schaden dabei leiden,“ bemerkte sie lächelnd, „für die Zeitverschäumniß will ich zweihundert Schritt anrechnen, und du, Gebhard, magst sofort zwei neue Pfähle einschlagen.“ Dies geschah denn auch auf der Stelle, und die Bürger meinten, die Gräfin Emma von Lesum sei doch eine gar prächtige Frau, die wohl nirgend ihres Gleichen finden möge. — Während der kleine Hannes seine wohlverdiente Mittagsruhe hielt, ging nun auch ein Theil der Bürger nach Hause, um nach genossenem Mittagsbrot wieder am Platze zu sein. Viele aber blieben draußen, und die Gräfin ließ ihnen Bier und Weizenbrot und schmackhaften Käse dazu reichen; und die guten Leute aßen und tranken nach Herzenslust und meinten, es

schmecke doch noch einmal so schön, wenn's auf so freundliche Weise gegeben werde. „Ja,“ warf ein lustiger Spottvogel dazwischen, „ja, und wie billig so eine Mahlzeit ist, und das ist noch die Hauptsache!“ „Und so kinderleicht verdient in den Kauf,“ bemerkte ein anderer lustiger Gesell, „nicht einen kleinen Finger braucht man d'rum zu rühren; es kommt einem so rein in das Maul geflogen, wie die gebratenen Tauben denjenigen, die kaum einmal danach ausschauen.“ Alle lachten über die beiden lustigen Gesellen und griffen tapfer nach Trank und Speise, denn die Gräfin hatte für reichlichen Vorrath gesorgt. War's doch ein Festtag heute für sie und für die Bürger, da konnte sie schon dem Zuge ihres Herzens folgen und ein Erkleckliches d'raufgehen lassen.

Nachdem das Mittagsmahl beendet und das Ruhestündchen vorüber, war alles wieder am Plaze; und Hannes, der sich prächtig gestärkt und belebt fühlte, begann sein schweres Werk von neuem. — Und die Sonne, die goldene Agraffe am blauen Himmel, die die ganze Luft zusammenhielt, schaute aufmerksam auf die grüne Weide und den Krüppel herab und dachte: „Ein fleißig Männlein da unten, fast wie ich, so unermüdlich macht es seinen Rundgang, nur mit dem Unterschiede, daß ich hier hoch oben im Blauen, und er dort tief unten im Grünen seinen Kreis zieht.“

So verging eine Stunde nach der andern. Hannes froch vorwärts, und immer vorwärts, und noch viele

Male erscholl der Ruf: „Wedder hunnert!“ und noch mancher Pfahl wurde aufgepflanzt auf dem grünen Plan, der sonst so einsam und unberührt dalag. — Um die Nachmittagszeit sandte der hohe Rath der Stadt einige seiner Mitglieder an die Gräfin von Lesmona, um im Namen des Raths, der Bürger und der ganzen Stadt, der hochedlen Frau den tiefgefühlten Dank für ihre große Güte auszusprechen. „Sagt mir keinen Dank, ehrenwerthe Rathmänner der guten Stadt Bremen,“ antwortete die Gräfin, „denn da ich mir selbst die größte Freude bereite, indem ich euren Bürgern zur Abhülfe ihres Mangels jenen Weideraum überlasse, so wüßte ich nicht, wie man zur Freude auch noch Dank beanspruchen könnte. Dankt lieber unserm Gott im Himmel, daß er euren Bürgern den Einfall gab, mit offner Rede und Bitte sich an mich zu wenden.“ Die Rathmänner verneigten sich tief vor der hohen Frau und meinten, eine solche Demuth könne man nur bei der Gräfin Emma von Lesmona finden. Nachdem den Rathmännern ein köstlicher Rheinwein kredenzt worden, tranken sie auf das Wohl der edlen Frau, daß Gott ein langes, gesegnetes Leben ihr vergönnen wolle, zur Freude und zum Frommen aller. Dann traten sie vor das Zelt und überschauten mit innerlichem Wohlbehagen den weiten grünen Raum, der nach Nordost in einen mächtigen Bogen auslief, wie das deutlich an den weißen Pfählen zu sehen war. Auch den lahmen Hannes

sahen sie unermüdlich arbeiten mit Händen und Füßen; er hatte bereits den Bogen hinter sich und kroch nun der Stadt näher. Die Rathmänner schüttelten die würdigen Häupter und sprachen baß verwundert: „Wenn's unser Auge nicht gesehen, wir hätten's nicht geglaubt, was so ein schwaches Menschenkind zuwege bringen kann.“ Höchlichst zufrieden mit der Gräfin und dem Zuwachs des bremischen Gebiets, kehrten die Väter der Stadt heim. —

Der helle Tag neigte sich seinem Ende zu; die Sonne stand gluthroth im Westen, sie zögerte fast, von der Erde zu scheiden, so prächtig hatte ihr gefallen, was sie heute gesehen und erlebt da unten. — Horch, da hörte man die Stadtglocke acht schlagen und: „Holt! Die letzten hundert!“ \*) rief der gräfliche Diener, und stieß den letzten Pfahl in den Boden. — Lauter Jubel folgte dem Rufe.

Nun war das Werk beendet. Der Diener gab die Zahl der aufgerichteten Pfähle an, und der gräfliche Schreiber verzeichnete dieselbe. — Der lahme Hannes wurde im Triumph in die Höhe gehoben und vor die Gräfin getragen. Ach, er war todtmüde, der arme Bursch, und wie zerschlagen an allen Gliedern! Ein so saures, wunderliches Stück Arbeit hatte er in der Zeit seines Lebens noch nie beschafft! Die Gräfin sah ihn mitleidig an und wollte ihm einige bedauernde Worte sagen; als sie aber, trotz der Ermattung, das Bewußt-

\*) „Holt! Die letzten hundert!“

sein erfüllter Pflicht in den Zügen des Kleinen las, da bedachte sie sich und sagte fast scherzend: „Du hast ein tüchtig Tagewerk vollendet, guter Hannes, und mich, wer weiß, um wie viel Ruhweiden ärmer gemacht. Wie groß mein Verlust ist, das werde ich wohl erst morgen erfahren, wenn mein Schreiber die genaue Berechnung gemacht hat. Morgen, gute Bürger Bremens,“ mit diesen Worten wandte sie sich zu der Menge, „morgen werde ich euch in Form Rechtens die Urkunde der Schenkung ausfertigen lassen, damit ihr gesichert seid gegen jedweden Einspruch, Mißdeutung und Fährde.“ —

Jetzt brach der Jubel erst recht los. Die sonst so ruhigen und bedächtigen Bürger Bremens, deren Ruhe und Bedächtigkeit zum Sprichwort geworden war, konnten sich heute gar nicht mäßigen in ihrer lauten Freude und ihrem lauten Dank. Die Gräfin winkte abwehrend mit der Hand, aber sie fand keinen Gehorsam. Alles will sein Recht und seine Zeit; auch der Dank und die Freude. Als die Menge sich endlich müde und heiser geschrien, sagte die Wittwe Lüdigers: „So, jetzt bringt den guten Hannes in seine Wohnung; laßt ihn sich laben mit Speise und Trank, die ihr dort vorfinden werdet, und dann schafft ihn zu Bett, denn müde wird er sein, müder als das müdeste Kind. Gott aber lasse dir die schwere Arbeit wohl bekommen, guter Mann, und sie dir zum Segen gereichen!“ — Hannes war so bewegt, daß er weinen mußte; das waren Thränen des freu-

digen Bewußtseins, mit Selbstüberwindung und Mühe etwas Rechtschaffnes gethan zu haben.

In diesem Augenblick warf die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen noch einmal über die Erde; alles schimmerte in einem feurigen Purpur; am schönsten und am längsten aber verweilte der segnende Strahl auf dem Antlitz der Gräfin Emma von Lesmona und auf den glückseligen Zügen des lahmen Hannes. —

Die Gräfin hielt Wort. Am nächsten Tage ließ sie, ganz in Form Rechtens, den Bürgern die Schenkungs-Urkunde über einen Weideraum von 1500 Ruhweiden zustellen, — wir sehen, wie tüchtig der lahme Hannes sich getummelt hatte. Der Nießbrauch dieses Grundes sollte jedem Bürger weltlichen wie geistlichen Standes, nicht minder jedem durchreisenden Fremden zustehen, wenn er dessen bedurfte und die etwa festgesetzten Gebühren erlegen würde. — Nun freuten die Bürger sich erst recht des Besitzes, nun sie ihn verbrieft und versiegelt in Händen hielten. — — —

Nach wenigen Tagen sah die „Bürgerweide“, — diesen Namen hatte man der Weiden- und Wischenfläche gegeben, — schon ganz anders aus. Wo sonst die tiefste Einsamkeit herrschte, wo das Gras und die Gänse- und Spiegelblümchen und der wilde Klee unberührt in den Tag hineinwuchsen; wo nur der Kibitz sein Nest gebaut im hohen Grase, und die Bachstelze hurtig hin- und hertrippelte, da spazierte jetzt das ruhige Volk der Kühe

bunt durch einander; und Gras und Blumen mußten sich's schon gefallen lassen, von ihren scharfen Zungen abgeleckt zu werden; und der grüne, bis dahin nie belastete Teppich mußte es ruhig dulden, wenn das gewichtige Volk sich lang und breit darauf ausstreckte und mit den großen Augen so dumm und ehrlich in die Luft hineinschaute. Aber es war doch ein prächtiger Anblick, das nützliche Vieh so behaglich im Freien zu sehen, nach Herzenslust wandernd, oder ruhend; speisend, oder fastend, just wie es ihm anstand. Und das Brummen und Blöken im tiefen Bass, wie klang das so melodisch, einem unverwöhnten Ohre wie eitel Musik. —

Den lahmen Hannes hatte sein wunderlicher Rundgang doch recht müde und schlaftrunken gemacht, und er that auch sein Möglichstes im Ausruhen. Nachdem er drei volle Tage und drei Nächte dazu wie ein Siebenschläfer geschlafen hatte, erwachte er gestärkt und munter und schaute mit klaren Augen fröhlich in die Welt hinein. Und er hatte auch alle Ursache, sich nicht zu grämen, denn er war nun ein gemachter Mann; das heißt, er brauchte die Hand nicht mehr nach einer Gabe auszustrecken. Die guten Bürger waren ihm zu großem Dank verpflichtet, und diesen Dank suchten sie in aller Freundlichkeit und Liebe abzutragen. Wenn sie ihn jetzt hinausbrachten ins Freie, unter den Schatten eines Baumes, oder an den Eingang der Hauptstraße,

so sollte er sich nur an der frischen Luft erquicken, oder an dem bunten Leben und Treiben sich erfreuen; von Sorgen um das tägliche Brot war keine Rede mehr, die waren abgethan für immer. Und so hatte der im Bösen ersonnene Einfall des Herzogs Benno dem armen Krüppel ein behagliches Leben, und den guten Bürgern der Stadt ein gar werthvolles, bedeutendes Besizthum verschafft. —

Nur noch zehn Jahre war die Gräfin von Lesmona die Wohlthäterin ihrer Mitmenschen, da berührte der Todesengel sanft und leise ihre Stirn, und gebot dem lebens- und liebeswarmen Herzen stillzustehen. Die edle Wittwe des Grafen Lüdiger wurde zu denen versammelt, die ihr vorangegangen waren. Allgemein war die Trauer, allgemein die Klage. — In der Domkirche zu Bremen, die ihr lieb und werth gewesen, und die sie mit manchem reichen Kleinod an Gold und Silber ausgestattet, fand ihr Staub eine würdige und geweihte Ruhestätte. Das reiche Erbe an Land und Gut, das sie hinterließ, kam nach ihrem Willen zum größten Theil den Kirchen und der Armuth zu gute; wenn dem Herzog Benno nicht so viel zugefallen, als er erwartet und gewünscht, so können wir ihn deßhalb nicht beklagen, um so weniger, da er bei eigenem Reichthum des fremden nicht bedurfte. —

Manches Jahrhundert ist seitdem vergangen; aber Gräfin Emma's Gedächtniß wird bis auf den heutigen

Tag in Ehren gehalten, und wo man ihrer sich erinnert, da vergißt man auch den lahmen Hannes nicht. Wenn die Sage indeß sein Abbild in Stein unserm Roland zu Füßen legt, so wollen wir das nicht bestätigen; doch so, oder so, der Krüppel wird stets im Munde des Volks leben.

## 3.

Alles auf Erden ist dem Wechsel unterworfen. Eine jegliche Einrichtung bleibt nicht in der Gestalt bestehen, die ihr der erste Begründer gab. Die Zeit, wie die Bedürfnisse und Anforderungen der Gegenwart bedingen manche Veränderungen, die in der Regel nur die äußere Form, nicht aber den Geist, das wirkliche Wesen berühren. Auch unsere „Bürgerweide“ hat im Laufe der Jahre eine ganz andere Gestalt angenommen. Zwar ist der größere Raum noch immer von bunten Viehheerden bevölkert, die unserm Gemeinwesen von großem Segen und Nutzen sind; indeß verschiedene, mehr der Stadt nahe liegende Strecken sehen doch aus ganz andern Augen, als zur Zeit der Schenkung. — Die Bedürfnisse sind eben andere geworden, wie die Zeiten, oder vielmehr die Menschen, ihre Bestrebungen, ihre Erfindungen, anders werden. Wo früher der harmlose Graswuchs den Boden bedeckte, da erheben sich jetzt die großartigen Gebäude unsers Bahnhofs; wo sonst die Lerche über der grünen Flur tirilirte und das Blöken der Heerden Chorus machte, da schrillt und pfeift die Locomotive, da dampfen die Kessel, da

brausen die Räder auf den schmalen Eisenbändern dahin, die Stadt und Stadt, Land und Land mit einander verbinden; und wo früher die Luft rein und frisch über den Wiesen stand, da ragen unpoetische Schornsteine in die Höhe, gleich ruffigen Riesensingern, und erfüllen die Luft ringsum mit Qualm und Rauch. Niemand wird eine solche Veränderung schön finden, oder in dem Ohren zerreißenen Schrilla und Pfeifen eine Musik hören; niemand in dem Hasten, Jagen und Ueberstürzen der ganzen Einrichtung einen Hauch von Poesie spüren. Aber die Eisenbahn ist ein Kind unserer Zeit, wir müssen es pflegen und hüten, damit es dereinst seine volle Kraft entfalte. Die Eisenbahn ist praktisch, nützlich, nothwendig, und da läßt man sich das Unschöne, Unmusicalische und Unpoetische gefallen. Der Nutzen geht nun einmal über die Schönheit, und das Materielle beherrscht das Ideale. Indem wir uns nun bestreben, mit der Wirklichkeit zurecht zu kommen und uns ihr anzupassen, gewinnen wir sie unvermerkt lieb, und das giebt uns die Ruhe, die Behaglichkeit wieder, die eine Zeit lang bei uns in Frage gestellt war.

Betreten wir nun eine andere Seite der „Bürgerweide“, so werden wir weit angenehmer berührt, als von den Steinmassen der Bahnhofsgebäude und der geschwärzten Gasanstalt. In einer kleinen Ebene in der Nähe des „Ruhgrabens“ grüßt uns eine Anpflanzung von jungen Laubbäumen; eine stattliche Allee von hoch aufgeschossenen

Eichen durchschneidet die Weide von Südost nach Nordwest. Freilich der Baummuchs sieht noch gar dünn und schattenarm aus; aber gut Ding will Weile haben, und Rom wurde bekanntlich auch nicht in einem Tage erbaut. Erquickend ist der Anblick über die Maßen, auf baumloser Fläche ein schattig Wäldchen sich entwickeln zu sehen. Und mitten in der kleinen Anpflanzung, siehst du dort den Hügel, mit Eichen und Buchen und allerlei Gebüsch bepflanzt, dessen Gipfel einen weiten Blick auf die sich ausdehnende Stadt und auf die Umgegend gewährt? — Das ist der Emmahügel, der Gräfin von Lesmona zu Ehren also genannt. —

Jetzt wende das Auge schräg hinüber; da erhebt sich auf frühern Weidegrund der Heerdenthorskirchhof mit seinen Kreuzen und Steinmalen, mit seinen Trauergärtchen und Rasenhügeln, mit seinen Thränenweiden und dem starren, ernstern Tannengebüsch. Da ist geweihter Boden, wo die „Saat, von Gott gesät, am Tage der Garben zu reifen!“ —

Fast rings um den ernstern Gottesacker hat der Boden ebenfalls eine andere Gestalt gewonnen. Zahlreiche abgetheilte Feldflächen dienen dem Bürger zum Bau seines Gemüses und sonstiger Gartenfrüchte. Hat er Abends die Last und Arbeit des Tages hinter sich, so wandert er zu seinem kleinen Vorwerk hinaus, — so nennt er sein vom Staat gepachtetes Landstück, — nimmt Hacke und Spaten zur Hand, bestellt sein Gärtchen, freut sich am

Gedeihen der Frucht, und kehrt fröhlich und erquickt heim, um sich mit dem Bewußtsein schlafen zu legen, daß er den Tag zum Nutzen angewandt hat. — So ist nun freilich die äußere Gestalt der Schenkung Emma's wesentlich verwandelt, aber der Geist, die Absicht ist festgehalten. Die Gräfin von Lesmona wollte den Bürgern einen dauernden Nutzen, einen Segen zuwenden, und dieser Zweck wird erreicht, wenn auch in anderer Weise als der ursprünglichen. Was dem Einzelnen nützt, nützt auch dem Staate, dem Gemeinwesen; und was diesem nützt, gereicht wiederum dem Einzelnen zum Nutzen; der Satz läßt sich nicht umstoßen, da die Erfahrung ihn gebildet. —

Was alles hat man aus unserer „Bürgerweide“ gemacht, und was alles kann man noch daraus machen! — Hatte man im Jahre des Herrn 1865 nicht eine kleine neue Stadt dort aufgebaut, zu Ehren des zweiten deutschen Bundesschießens? — Da erhob ein Bau sich neben dem andern, alles nur aus leichtem Holz gezimmert, aber solide, geschmackvoll und großartig. Fest- und Fahnenhalle, Gabentempel und Schießstände, wie all die übrigen untergeordneten Festbauten, — alles wie aus einem Guß! — Das war ein buntes Leben und Treiben durch einander, auf dem sonst so stillen, einsamen Wiesenplan! Statt der ruhigen, ehrbaren Viehherde, drängte eine Menschenmenge aus Süd und Nord, aus Ost und West sich hier zusammen; wo sonst die Kühe und Kinder ihre

Stimmen erhoben, da knallten und knatterten die Büchsen, da erscholl die Musik, da jubelte und lärmte die Menge, da brauste im mächtigen Chorus der Gesang von Tausenden; und die ernste Germania, als Bannerhüterin, stand hoch aufgerichtet vor der Fahnenhalle und schaute sinnend auf die deutschen Stämme, als wollte sie ihrem Volke zurufen: „Seid einig, einig!“ —

Der Festjubel ist längst verrauscht, der Festbau längst verschwunden; die ehrbaren Kühe traben wieder ruhig auf dem gewohnten Grunde einher, und von dem ganzen Zauber jener Tage ist nur die Erinnerung daran geblieben. Ob aber vielleicht an derselben Stelle nicht bald eine andere Schöpfung sich erhebt, die alle froh begrüßen, welche Waldluft und Waldduft, Walddunkel und Waldeinsamkeit gebührend zu schätzen wissen, — wer weiß! —

## 4.

Laß einmal ein halbes Jahrhundert vorüber rauschen, mein lieber Leser, — was ist ein Jahr, wenn es hinter uns liegt? — ein Gedanke; und die Jahre, die vor uns liegen, sie werden auch zu Gedanken. Also wir machen uns nach fünfzig Jahren auf und betreten im Geist unsere gute, alte „Bürgerweide.“ — Was ist denn das? Wo ist die unabsehbare grüne Fläche, wo unser gutes Vieh weidete? — Eine Fläche ist freilich noch da, aber eine gewaltig begrenzte; auch die Kühe sind noch da, aber nur in weiter Ferne sehen wir sie schimmern, und ihre

Anzahl ist eine weit geringere als früher. — Wie aber finden wir uns hier zurecht? Wir kennen die Gegend gar nicht mehr, denn vor unsern staunenden Blicken steht ja mitten auf dem alten Weidegrund ein wirklicher und wahrhaftiger kleiner Wald, wenn auch von jüngerm Datum als das Waldstück vom Urwald zu Hasbruch. Ist denn die grüne Wildniß vom Himmel auf die Erde gefallen? — O nein, mein Lieber, was vermöchten Menschenhände nicht zu schaffen! Und Menschenhände sind auch hier thätig gewesen; sie haben gegraben, geschaufelt, geordnet, gepflanzt, und also Stamm an Stamm und Busch an Busch gefügt; und der Regen und der Thau, die Sonne und der Wind, der Tag und die Nacht, und die Hitze und der Frost, alle haben das Ihre gethan, damit der Wald gedeihe und heranwachse, und den kommenden Geschlechtern Ruhe und Schatten, Erquickung und Freude bereite.

Laß uns einmal eintreten in die grüne Blätternacht. Si, wie prächtig haben die Eichen sich ausgebreitet und ihre Krone zum kühlen Schattendach gewölbt! Daneben stehen die säulenartigen Buchenstämme, die im Mondlicht wie mattes Silber schimmern, und die Eichen, die erst hoch oben ihre volle Kraft und Schönheit entfalten, wie freundlich grüßen sie aus ihrer Höhe herab, als wollten sie sagen: „Uns ist so wohl in der Nähe des Himmels!“ — Sieh dort die prächtige Gruppe von Pappeln; wie hoch und ferzengerade sie die scharf abgegrenzten Wipfel

in die Luft strecken, als wollten sie über das ganze Wäldchen hinwegschauen; wie lustig ihre Blätter am feinen Stiel sich schaukeln, das giebt ein Flüstern und Wispern, als schwätzen sie allerlei Dinge mit einander, die niemand hören soll. — Hier rechts hinab führt ein einsamer, schmaler Pfad, zu beiden Seiten die braunen Stämme stattlicher Tannen; die untern Nester kahl und abgestorben, die höhern voll blanker, starrer Nadeln, und die Luft erfüllt vom schönen herben, erquickenden Duft des Harzes. — Wir gehen weiter; eine Waldlichtung empfängt uns. Vor uns breitet sich ein Rasenteppich aus, auf demselben einzelne Gruppen von hohem, dichtem Gebüsch; der ganze Raum ist mit einer Art Schonung umgeben. — Horch, was knistert in den Büschen da drüben? Es schimmert braunroth durch die Zweige, — das ist ein Reh, — vorsichtig schaut es um sich, ob auch Gefahr in der Nähe; — wir halten unsern Fuß an und stehn wie Bildsäulen, um das schüchterne Thier nicht zu erschrecken; da blickt es zurück in die Büsche, zwei Rehkälbchen werden sichtbar. In zierlichen, lautlosen Sprüngen setzen sie über die Schonung, schreiten leichtfüßig über den Rasen und verschwinden in den Buschpartien. Am andern Ende des freien Wiesenplatzes erscheint ein Hirsch mit stolz zurückgelegtem Geweih; zwar ist's kein Sechzehnder, aber gleichviel, es ist ein stattlicher Hirsch mit broncefarbener Krone; neben ihm schreitet verständig die Hirschkuh, und kindisch täppisch drängt das Hirschkalb sich zwischen

beide; — auch diese Familie des Waldes schlüpft in ihr heimlich Buschlager, um dort vielleicht eine kurze Siesta zu halten, denn zur Nachtruhe wär's noch zu früh, ist's doch erst Spätnachmittag, und die Sonne steht gar prächtig am Himmel und schickt ihre goldnen Strahlen durch die flüsternden Zweige und zeichnet allerlei Figuren auf die moosbewachsenen Wege zu deinen Füßen.

Horch, es rauscht und plätschert wie vom bewegten Wasser; laß uns weiter gehen in dem waldluftigen und waldduftigen Tempel. Wir schlagen uns durch wildver-  
schlungenes Gestrüpp, durch wunderbarlich gestaltete Krüppel-  
eichen, die fast am Boden hinwachsen, und hin und  
wieder halten uns die langen, stacheligen Arme der Brom-  
beerbüsche fest und machen gute Bekanntschaft mit unsern  
Kleidern. Ein dichtes, den Weg in eine scharfe Krümme  
drängendes Gebüsch versperrt uns die Aussicht; wir sind  
gezwungen, krumme Wege zu gehen, — aber auch diese  
führen zum Ziel. Bei einer scharfen Biegung treten  
wir auf eine prächtige Lichtung hinaus, und vor unsern  
überraschten Blicken liegt ein See, von nicht geringem  
Umfange. Auf der klaren Fläche tummeln sich Wasser-  
vögel aller Art. Das schwimmt und taucht, das schlägt  
mit den Flügeln; das schreit und schnattert, das lockt  
und pfeift nach Herzenslust und freut sich seines Lebens  
in dem weichen, flüssigen Elemente. Stolz und ruhig  
ziehen die Schwäne dahin mit den aufwärts gebogenen  
und auf dem Rücken zusammengelegten Flügeln; das

sieht fast aus, wie eine lustige Federkrone. Gleich blitzenden Perlen gleiten die Wassertropfen an dem schnee-weißen Gefieder hinab, — das ist ein prächtiger Anblick! Der Schwan weiß es wohl, daß er der König der Wasservögel ist, d'rum setzt er sich selbst die Krone auf, die die Natur bei ihm vergessen hat; wenn er sie nicht auf dem Haupte trägt, sondern beliebig auf dem Rücken, so kann das den Beschauer nicht stören. — Rings um den See oder Teich oder Wasserbecken — gleichviel, wie du es nennen willst — erheben sich gar stattliche Weidenbäume und Hängeeschen, und weiter zurück die langstieligen Birken mit den weißen Stämmen, die im Mondlicht so geisterhaft aussehen, mit den blanken feingezackten Blättern, die unaufhörlich zittern und säuseln, selbst bei Windstille, als hätten sie sich stets etwas mitzutheilen. Das schwankende, dünne Gezweige der Weiden reicht mit den untern Spitzen tief ins Wasser hinein, als wollte es sich reinwaschen von dem Staube des Tages, oder als hätte es da unten im See, wer weiß, was alles zu sehen. Kein Baum liebt das Wasser so brünstig wie die Weide; darum entfaltet sie ihre größte Schönheit und Kraft auch nur in unmittelbarer Nähe des belebenden Elements.

Noch einen langen Blick auf den klaren Wasserspiegel und auf das lustige gefiederte Völklein, und wir wenden uns wieder dem Dickicht zu. — Es ist doch ein wunderbarer Tempel, dieser grüne Wald mit seinen himmelanstrebenden lebendigen Säulen, die das blätter-

reiche, herrlich durchbrochene Tempeldach tragen, durch welches Sonne und Mond und Sterne, die blaue Luft und die Wolken hernieder grüßen wie mit Freundesaugen! Und der Wind ist der Meister, der die Orgel spielt, — das braust und rauscht, das klingt und flüstert und säuselt in so gewaltigen und süßen Melodien, daß dem aufhorchenden Menschenkinde gar fromm und selig zu Muth wird.

Dort steht eine prächtige Buche; fast in die Wolken erhebt sie ihre Wipfel, und ihre Aeste greifen wie grüne Arme in das Gelaube der Nachbarbäume. Um ihren Stamm schlingt sich der Epheu, das schwankende Klettergeflecht, das nicht auf eigenen Füßen stehen kann, sondern überall nach Stützen sucht, um seine Wurzelchen daran festzuheften. Es sehnt sich nach der Höhe, aber es kann ohne Hülfe nicht hinauf; da bietet der Stamm sich ihm dar, es streckt seine Zweiglein aus, um ihn zu erreichen, und hat es ihn gefaßt, da läßt es nicht wieder los; wie ein unmündig Kind schmiegt es sich an, und klettert lustig aber ganz leise in die Höhe, dem Ziel seiner Sehnsucht. Und der Stamm? — Nun, der duldet den unermüdlichen Kletterer schon; warum sollte er's auch nicht? Seine markige Kraft trägt den Schwachen leicht, er selbst strebt nach oben, dem Himmel zu; was könnt's ihm schaden, wenn er dem Unmündigen als Stütze dient? Auch geht er nicht ganz ohne Dank aus; sieh ihn nur an, den sonst so fahlen, glatten Stamm,

— wie prächtig hat der Epheu ihn drapirt mit dem grünen Gewande seines Blätternezes; eines solchen Schmuckes wegen läßt sich schon etwas Last tragen. — Wie frisch ist das Laub der prächtigen Buche, wie gern ruht das Auge auf dem erquickenden Grün! — Aber was raschelt dort oben in den schwankenden Zweigen? Ein winzig Körperchen von gelbröthlicher Farbe wird sichtbar; zwei schwarze Auglein blicken unbeweglich auf dich herab; — ei, das ist ja ein Eichhörnchen mit dem stattlichsten buschigen Schweife, den ich je gesehen, — das possirlichste und niedlichste aller Thiere! Husch, springt's von einem Ast zum andern, immer der Höhe zu; ein zweites folgt ihm, und in mächtigen Sätzen geht's bis in die äußersten Wipfel des Baumes. Von dort lugen sie, ein Männchen machend, auf uns herab, sicher im Bewußtsein ihrer Unnahbarkeit; wir grüßen lachend hinauf und setzen unsern Stab weiter.

Hörst du das tactmäßige Klopfen aus der Ferne? Das ist der Specht, der fleißige Zimmermann des Waldes, der in jenem Dickicht dort sein Handwerk treibt. Man hat den guten Burschen oft genug als einen schädlichen Gesellen verschrien, der die prächtigen Bäume nach Herzenslust ruinire; jetzt freilich weiß man's längst, daß er keinen gesunden Baum anschlägt, um seiner Nahrung nachzugehen; sondern nur die kranken, die ohnehin wenig Lebenskraft mehr haben. Es klingt gar heimisch, dies einförmige Hämmern und Bochen mitten in der Wald-

stille; es gemahnt uns fast wie das Ticken einer Uhr daheim im einsamen Stübchen; es stört die Stille nicht, es belebt sie nur.

Nach vielen Kreuz- und Quergängen treten wir jetzt in eine prächtige Kastanienallee. Die breitästigen Bäume werfen einen köstlichen Schatten und nehmen sich gar festlich aus mit ihren aufrechtstehenden Blütensträußern. Ja, diese Blüten, das sind die echten Frühlingskerzen, die sie auf all ihren Nesten angezündet haben, um dem Menschenkinde, das unter ihnen dahinwandert, das Herz froh zu machen mit ihrem Blüthenschimmer! — Wenn's das Menschenherz nur stets empfände und genösse, was ihm so still und freundlich dargeboten wird! — Die Allee ist durchschritten; am obern Ende, wo wir hinaus-treten, liegt mitten im Wald- und Wiesengrün ein stattlich Haus. Das Geweih eines Zwölfenders, das über dem Eingange prangt, belehrt uns, daß wir hier ein Forsthaus vor uns haben, obwohl wir sicher sind, daß jener Zwölfender in diesem Wäldchen nicht geschossen wurde. Die zahlreichen Bänke und Tische dort auf dem freien Platze, der hin und wieder mit schattigen Bäumen be-pflanzt ist, beweisen uns, daß der Wald nicht immer so einsam ist, wie heute; sondern oftmals von den guten Städtern heimgesucht wird, um an Schatten und frischer Luft, und an einem kühlen, oder heißen Trunk, wie's eben das Bedürfniß verlangt, sich zu erfreuen. — Richtig, dort kommt schon eine Gruppe behäbiger Bürger heran-

geschritten; nimmt Platz auf den Sitzen und trocknet sich den Schweiß von der nur wenig gefurchten Stirn. Ein flinker Kellner in grüner Jägerlivree fliegt herbei und fragt nach dem Begehr der Gäste, um sofort das Verlangte herbeizuschaffen. Nun wird's lebendig in dem kleinen Kreise; man schwätzt und lacht, fragt und erzählt, scherzt und trinkt; es ist ein Bild der Ruhe und Heiterkeit. — Unsere Zeit aber ist abgelaufen, wir treten durch den Haupteingang hinaus ins Freie, auf ein Stück unserer alten wohlbekanntes „Bürgerweide“, und schauen mit Befriedigung noch einmal zurück auf die grüne Wald-einsamkeit. Die Sonne vergoldet die dunklen Laubkronen, der Emmahügel grüßt uns bekannt aus der Ferne; ein frischer Windhauch kommt von Osten her, und niedrigen Fluges streicht eine einsame Wachtel durch die Luft, leise vor sich hin zwitschernd. — Es ist doch schön auf unserer guten Muttererde! Es kommt nur darauf an, die Schönheit zu finden, und den Sinn dafür uns zu bewahren. —

„Wie heißt das Wäldchen dort?“ fragen wir einen freundlich aussehenden Jungen, der eben im Sturm-schritt an uns vorüber will. „Das ist der Emmawald!“ ruft der Bursche mit heller Stimme und fliegt weiter. — Sei uns begrüßt, du prächtiger Emmawald! — —



3.

Tyll Eulenspiegel in Bremen.



THE UNIVERSITY OF CHICAGO

### Tyll Culenspiegel in Bremen.

---

Wem wäre der Tyll Culenspiegel nicht bekannt, dieser witzige Schalksnarr, der etwa vor vierhundert Jahren in Kneitlingen unweit Schöppenstädt geboren wurde? Wer wüßte es nicht, wie der tolle Gauch an vielen Orten sein Wesen getrieben; wie er in allen Gegenden des deutschen Landes, nicht minder in Prag, Rom und Paris manchem Dummen und manchem Klugen einen argen Streich gespielt hat? — Dieser Erzschem und Pifficus, der im kleinen Finger mehr Schalkspoffen ausheckte als ein Duzend fürstlicher Narren in ihrem breiten Hirnfasten, hörte einmal von Bremen erzählen, von der alten Hansestadt an der Weser, mit dem stattlichen Rathhaus, und dem gewaltigen Roland daneben. Da überkam den Tyll ein mächtig Verlangen nach der reichen Handelsstadt, und er beschloß, wenn der Frühling ins Land rückte — denn es war eben Winter, wo es mit dem Reisen schlecht von Statten ging — mit den Lerchen sich aufzumachen und der guten Stadt die Ehre seines Besuchs zu gönnen, Land und Leute dort kennen zu

lernen, und wenn möglich, den letztern irgend einen lustigen Streich zu spielen.

Gedacht, gethan! Als der Mai seine duftigen Glöcklein blühen ließ, und die Vöglein zwitscherten und ihre Singübungen machten, als die Bäume ihr schönes grünes Gewand anthaten, und der Rasen wie ein sammtner Teppich prangte mit bunten Blümlein bestickt, da machte Meister Tyll sich auf und wanderte mit leichtem Gepäck und einem noch leichtern Schelmensinn in das freie Land hinaus. Wer nun aber glaubt, er sei von Nürnberg, wo er dazumal sich aufhielt, nach wenigen Tagen in Bremen angelangt, der möchte doch im argen Irrthum sein; denn das Reisen in jener Zeit ging fein langsam. Posten und nun gar die Eisenbahnen ruhten noch im ungestörten Frieden im Riesenschöße der Zukunft, und wen kein Kößlein von einem Orte zum andern trug, der mußte hübsch zu Fuße seine Straße ziehen und als fahrender, das heißt, als gehender Mann, durch die Welt reisen. Daher kam es denn auch, daß unser Tyll erst nach Verlauf vieler Wochen, sein Ziel, das alte ehrenwerthe Bremen, erreichte. Wie viel Schalkspoffen, wie manchen Schabernack er während dieser Zeit auf seinen Wanderungen und Kreuz- und Querzügen ausgeheckt und ausgeführt hatte, davon ist keine sichere Nachricht auf uns gekommen; jedenfalls mag die Zahl derselben nicht gering sein, denn Meister Tyll war mit seinen Poffen und Einfällen, mit seinem Spott und Witz, wie

er sagte, fix und fertig auf die Welt gekommen, und da war's wohl natürlich, daß er nichts anbrennen ließ, und überall, wo es anging, einen Hafen seines Witzes anshlug.

Da war er denn nun in der alten Hansestadt, und es gefiel ihm ganz gut dort; das Bremer Bier mundete ihm trefflich, und der Weserlachs war auch nicht zu verachten. Zwar das Zusammenthun und das lustige Mit-einanderleben der Menschen fand unser Schalk hier nicht so in die Augen fallend wie in Nürnberg und in den übrigen Städten Süddeutschlands, wo die Leute überall geselliger und zutraulicher sind; und das war ihm lange nicht recht, denn dadurch ward es ihm nicht so leicht, sich unter die Menschen zu mischen und irgend einen Schelmenstreich an den Mann zu bringen. „Das ist ein bedächtiges Volk, diese Bremer“, sagte Tyll zu sich selbst, „denen ist schwer beizukommen; es scheint fast als hätt' jeder das Verslein sich hinter's Ohr geschrieben: „Bremen, wes bedächtig, lat' nich mehr in, as du bist mächtig.“ — — Und so war es auch; die ehrenwerthen Bürger fühlten in ihrer Ruhe und Behäbigkeit gar kein groß Verlangen sich mit Fremden abzugeben, die ohne eine gewichtige Empfehlung ihre Stadt besuchten; d'rum sahen sie auch unsern Tyll ziemlich mißtrauisch an und ließen ihn nicht nahe herankommen. „Mit den Männern ist nichts zu machen“, dachte dieser, „die gerathen gar nicht aus der Façon; ich glaube, nicht einmal, wenn der

Himmel eines schönen Tages auf ihr prächtiges Rathhaus herunterfiel, und dem Roland den Kopf vor die Füße legte. Ich muß es bei dem Weibsvolk versuchen, ob ich dem einen Schabernack anthun kann; denn in Bremen gewesen zu sein, ohne eine meiner Schalkspossen loszulassen, das wäre eine Sünde in meinen Augen und würde meinem Wappen große Schande machen.“ —

Der Erzschelm hatte seinen Plan bald gefaßt. Es war an einem Markttage, da ließ Tyll ein großes, mit eisernen Reifen beschlagenes Faß nach dem Markte bringen und zwar dicht vor den Roland, so daß der ehrenwerthe steinerne Gesell, der damals noch in bunten Farben prangte, gerade hineinschauen konnte. Tyll ging schweigend vor seinem Fasse auf und ab; zuweilen stand er still und schaute ernsthaft hinein, als wenn er wunder was in dem leeren Dinge zu suchen, oder gar zu observiren hätte. — Nach und nach füllte sich der Markt von Käufern und Verkäufern. Die prächtigen Weserfische: Lachse, Butte, Hechte und andere mehr, schauten aus ihren Trögen recht verlockend und Appetit erregend hervor; und das junge grüne Gemüse, als: Wurzeln und Rüben, Salat und Kresse, stand hübsch aufgeschichtet in den Körben der Verkäuferinnen, die mit heller Stimme ihre „junge Waare“ den Vorübergehenden anpriesen. Butter und Eier, lebendiges und todttes Federvieh, geräucherter Schinken und frisches Fleisch, und wer weiß, was sonst noch alles, wurde auf dem Markte feilgeboten;

und es war eine Lust, das Wogen und Treiben anzusehen, und den bunten Menschenknäuel zu verfolgen, der sich auf und nieder schob. Dies Kommen und Gehen, dies Anpreisen und Kaufen, dies Bieten und Versagen, oder Zuschlagen, dies Prüfen und Wägen, dies Abdingen und Zulegen, dies Besinnen und Entschließen, dies Kopfschütteln und Kopfnicken belustigten unsern Mann dermaßen, daß er's fast vergessen hätte, weßhalb er eigentlich zu Markte gekommen sei mit seinem großen leeren Fasse.

Er ging, nachdem er sich den Trödel, wie er's nannte, eine Zeit lang angesehen, nun wieder ruhig vor seinem Fasse auf und ab, schaute mit weiser Miene hinein, oder untersuchte die Eisenbänder, ob sie auch haltbar und dicht genagelt seien. Die Leute, Männer und Weiber, Mädchen und Buben, hatten bald ein aufmerksam Auge auf unsern Mann, und fragten sich einander, was es mit dem Fasse wohl heißen möge, denn tauber Rüsse wegen, sei es doch sicher nicht dorthin gebracht. Die Männer schüttelten die Köpfe, und gingen, ohne den schweigsamen Fremden zu fragen, von dannen; anders aber war's mit den Weibern, die traten nach und nach dicht an das Faß heran, bückten sich vorsichtig und guckten hinein. Jedoch wenn sie bis auf den leeren Boden geschaut, so erhoben sie den Kopf eben so flug als vorhin, und sahen unsern Tyll ganz fragend an; der aber blieb ernsthaft und schweigsam, und so ward niemand flug

aus der wunderlichen Erscheinung. Wissen mußte man's indessen, d'rum rückte man dem fremden Meister etwas näher auf den Leib.

„Wenn Ihr Gemüse einkaufen und versenden wollt, wie es den Anschein hat“, sagte eine junge wißbegierige Bürgersfrau, „so müßt Ihr hier nicht auf dem Platze stehen bleiben, angeboten wird Euch hier nichts; denn der Bach kommt nicht zum Menschen, sondern dieser muß zum Bache gehen, wenn er trinken will. — Seht, lieber Herr, dort sitzen die Kohlhöckerinnen, bei denen fragt nur an; was Ihr kaufen wollt, etwa Salat und Spinat, Rüben und Wurzeln, Erbsen und Blumenkohl, oder was Ihr sonst wünscht, Ihr könnt alles bekommen und billig dazu; nur müßt Ihr nicht gleich geben, was gefordert wird, sondern hübsch abdingen, denn vorschlagen thut ein jedes auf dem Markt wie im Handel.“ — Nun auf diese freundliche Anrede und lange Erklärung mußte der Mann doch antworten; nun mußte es doch heraus, wozu das Faß dienen sollte. „Darauf soll er mir schon Rede stehen!“ flüsterte die junge Bürgersfrau einer andern triumphirend ins Ohr, „es kommt nur immer darauf an, wie man eine Sache anfaßt.“ Aber nein, es verschlug nicht; diesmal hatte die kluge Frau, die alles beim rechten Ende anfaßte, sich doch verrechnet. Herr Tyll rückte nur ein klein wenig an seiner Lederkappe und dankte für gütige Nachfrage; weiter sagte er nichts. — Die Leute lachten, und die kluge junge Frau,

die auf so pfiffige Weise das Geheimniß herauslöcken wollte, schlich sich beschämt und ärgerlich davon; das war ihr noch nie im Leben passirt, daß sie nicht hinter ein Geheimniß gekommen war, und das war himmel-schreiend! —

„Hm!“ dachte eine dicke, breite Bäckerfrau, die eben ein Schock Eier gekauft hatte, die sie vorsichtig in ihrem grün angemalten Markteimer trug; „Hm, die Ballehrsche thut immer so fein und weise, als könne sie das Gras wachsen hören, und als wisse sie bei allem, was die Glocke geschlagen; — diesmal hat ihre Feinheit ihr nichts geholfen; sie ist just so dumm geblieben als vorher. Als ob der Mann ein Faß brauchte zu Gemüse! Da würd' er ja Körbe genommen haben. — Fleisch wird's sein, ich wette darauf!“ — So vorbereitet drängte die wohlbeleibte Frau sich durch die Menge der schwazenden, gassenden und kaufenden Leute; trat zu unserm Tyll heran, sah in sein Faß und dann in sein ernsthaft Gesicht. „Noch nichts eingekauft, Meister, wie ich sehe?“ sagte sie ganz zutraulich; „ja, Ihr seid ein Pfifficus, merk' ich,“ fuhr sie fort, als Tyll mit dem Kopfe schüttelte, ohne zu antworten; „Ihr wollt noch keine Nachfrage thun, da es noch früh, und man Euch theuren Preis abfordern würde.“ Meister Tyll sagte auch jetzt noch nichts, sondern sah der dicken Bäckerfrau so dumm und ehrlich in die kleinen zwinkernden Augen, als könne er nicht bis zu fünf zählen. „Ich muß ihm

noch näher kommen," dachte die Frau, „er scheint von der einfältigen Sorte.“ Dann schaute sie wieder in das Faß und sprach weiter: „Ein prächtig Faß, das Ihr da habt, Meister; ich sag' Euch, so recht dazu geschaffen um Fleisch darin einzusalzen. Ja, geht nur zu den Fleischbänken dort, die vierte Bank von hier aus, hat mein Schwager; es soll mir lieb sein, wenn Ihr dem was gönnen wollt. Unsere Schlächter haben schönes, gesundes Fleisch: Ochsen- und Kalbfleisch, Hammel- und Schweinefleisch; was Euch beliebt, Ihr könnt's haben. Und das Einsalzen und Einpacken thun sie überher; nur das Salz kostet eine Kleinigkeit, die Mühe ist umsonst.“

— Nun, wenn das dem Manne den Mund nicht öffnet, dann ist er gar kein Mensch, wenigstens kein Christ; dachte die dicke Bäckersfrau und schaute unsern Tyll so durchdringend an, als wollte sie ihm das alte Schelmenherz aus dem Leibe herausziehen. Aber der Meister war nun einmal ein Schalk, und konnte von der Schalkerei nicht lassen. Er griff wieder an seine Lederkappe, rückte sie ein wenig und wünschte der redseligen Frau eine gute Morgenandacht. Das aber mußte sie mit Fug und Recht erboßen; was konnte der Mann mit dem dummen Fasse von ihrer Morgenandacht wissen! Was kummerte es ihn, ob sie ihre Morgenandacht verrichtet hatte, oder ob sie noch damit im Rückstande geblieben!

— Das verdiente eine gebührende Zurechtsetzung, und die sollte ihm werden, dem unbehobelten Menschen, der

sich in ihre Privatverhältnisse mischte, — denn dazu gehörte doch ohne Zweifel ihre Morgenandacht. — Und daß die Leute rings umher sie auslachten, weil so ein Grobian sie kurz ablaufen ließ, das wollte sie auswezen bei ihm.

Wie nun bei vielen Leuten, namentlich bei den Weibern, es eine hergebrachte Art und Weise ist, beide Arme in die Seiten zu stemmen, wenn sie jemanden tüchtig zur Rede stellen wollen, um dieser durch die drohenden Gesten mehr Nachdruck zu geben, so war das auch bei der erzürnten Bäckerfrau der Fall. Allein während sie im gerechten, oder ungerechten Eifer beide Hände in die Seiten setzte, vergaß sie ihren grün angemalten Markteimer mit den weißen Eiern darin, und, krach — fiel die ganze Bescheerung auf Gottes nackte, harte Erde, und das Schock Eier lief in weiß und gelben Streifen über das Straßenpflaster dahin. Der Bäckerin erstarb das Wort auf der Zunge, starr blickte sie auf den Gräuel der Verwüstung, und im ersten Augenblick des Entsetzens vergaß sie es, die henkelgefügtten Arme wieder in die gewöhnliche Lage zu bringen. Die Umstehenden brachen in ein lautes Gelächter aus, denn wer den Schaden hat muß in der Regel auch noch den Spott dazu einsacken; Meister Tyll aber verzog keine Miene, sondern sagte ganz ernsthaft zu der Bäckerfrau: „Fraue, Fraue, was macht Ihr da? Hättet Ihr ein stattlich Rührei von den sechzig Eiern für mich gemacht, das wär' sehr klug ge-

wesen von Euch; mir hätt's geschmeckt und Ihr hättet einen freundlichen Dank statt so vieler lauten Lacher gehabt. So aber habt Ihr nur dem Straßenkehrer Arbeit gegeben, der's Euch sicherlich nicht danken wird, und was Euer Mann dazu sagt, wenn Ihr zu Hause kommt, das mag auch kein Honig aufs Brot sein." — „Der Meister hat Recht!“ riefen die Leute; der Bäckerin aber war alle Lust zum Zurechtsetzen vergangen, schweigend schlich sie davon. Ob sie zu Haus ihre Morgenandacht verrichtete, und was der Bäcker Liebes, oder Böses gesagt über die verunglückten Eier, darüber schweigt die Erzählung.

Nach diesen beiden übel abgelaufenen Versuchen, hinter das Geheimniß des Fasses zu kommen, wagte sich keine dritte mehr heran, und man faßte sich in Geduld und stellte es der Zeit anheim, das Dunkel aufzuklären. — Jetzt ward ein neues Getümmel auf dem Markte. Die Milchverkäuferinnen drängten sich in langer Reihe durch die Menge und nahmen ihre gewohnten Plätze ein. Sie waren heute später als gewöhnlich gekommen; das Vieh auf den Weiden hatte sich verlaufen, und die Melkerinnen waren dadurch aufgehalten worden. Die weiß geschauerten Eimer und Kübel mit der schönen saubern Milch, die man damals noch nicht zu taufen pflegte, sahen recht appetitlich aus; und die vom raschen Gang und von der Hitze des Tages gerötheten Gesichter der Weiber und Mägde gaben ein rechtes Bild der Ge-

sundheit und des Fleißes. — Aber neugierig waren sie alle, — nun als Eva's Urenkeltöchtern muß man ihnen das hingehen lassen, so etwas gehört zur Erbsünde. Sie hatten nicht sobald das neue leere Faß erlugt, als sie fragten, forschten und judicirten, wozu und warum, wohin und woher, — als sie, wie die andern Leute, nach und nach sich heranwagten, hineinguckten und den Meister Tyll herzlich gern ausgekundschaftet hätten; der aber schaute so ernsthaft und ehrenfest darein, daß ihnen der Muth dazu ausging.

Als die Weiber und Mägde nun lange genug den Kopf sich zerbrochen hatten, ohne das Ding heraus zu klügeln, fühlte Tyll Culenspiegel, der Schalk, nachgerade ein menschliches Rühren in seiner Schelmenseele, und er beschloß die Qual der Neugier zu lindern. D'rum sprach er nach einer Weile zu den Milchverkäuferinnen: „Ihr lieben Weiber und Mägdelein, ihr habt nun mein Faß gesehen von innen und außen; ihr seht, daß es sauber und dicht ist, und groß genug, um manchen Eimer Milch zu fassen. Setzt frag' ich euch: ist eure Milch gut und wohlschmeckend, frisch und sauber, wie es sich bei sothanen Dingen geziemt?“ — „Ja, ja, Herre!“ riefen die Gefragten, alle wie aus einem Munde. „Gut denn“, fuhr der Schalk fort, „so sagt mir, wie viel wollt ihr für eure Milch, kannen-, maß-, oder eimerweise; dinge mag ich nicht, hab's auch nicht nöthig, da ich Auftrag habe, um jeden Preis gute Milch aufzukaufen; überfor-

dern, das heißt, zu arg, werdet ihr ja nicht als gute Christenmenschen; d'rum sagt mir's ohne viel Besinnen und sonder Umschweife.“ — Also das große leere Faß war für Milch bestimmt! — „O, das hätten wir ja auch denken können!“ sagten die Weiber, „wie man nur so dumm sein kann!“ Andere waren nicht so offenherzig; die hatten's längst gewußt, wozu das Faß bestimmt; sie hatten's nur nicht sagen wollen.

Meister Tyll ward bald einig mit den Verkäuferinnen, die eine verlangte so viel für das Maß, die andere so viel für den Eimer, die dritte so viel für die Kanne, und so weiter; und Tyll war zufrieden mit jeder Forderung, obwohl er's wußte, daß die meisten Forderungen über das Christenthum hinausgingen. Die Bürger und Bürgerinnen, die nach dem Markt gekommen waren, um ihren Milchbedarf für den Tag einzukaufen, denn damals hatte man's noch nicht so bequem wie heut' zu Tage, wo einem die Milch ins Haus gebracht wird, — konnten gar keine Milch für ihr gutes Geld erhalten; denn einer jeden Verkäuferin steckte der hohe Preis im Kopfe, den Meister Tyll gab; und so hieß es von allen: „Heute haben wir keine Milch für euch, ist schon sammt und sonders versagt; geduldet euch bis morgen; morgen kommt auch noch ein Tag!“ — Das verdroß die Käufer und Käuferinnen, und es fiel manches ärgerliche Wort; aber dem Handel entgentreten, das konnte niemand, und so mußte man sich heut' einmal ohne Milch behelfen.

„Behalte nun eine jede, wie viel Milch sie ins Faß liefert, und wie viel Geld sie bekommt,“ sagte Tyll zu den Milchverkäuferinnen, „erst das Faß gefüllt, und dann die Bezahlung!“ — Das war ein Messen und Zählen, ein Hineingießen und Zusammenrechnen, ein Drängen und Stoßen, denn eine jede wollte die Erste sein, und die zurückstand, fürchtete, ihre Milch nicht so guten Kaufs anzubringen. „Nur fein gemacht!“ ermahnte und tröstete Tyll, „ihr sollt eure Milch sammt und sonders absetzen, keine soll übergangen werden; denn mein Faß hat noch Raum übergenuß.“

Auf diese Weise hatten die Verkäuferinnen ihre Milch nachgerade an den Mann, oder vielmehr ins Faß gebracht; nur zwei junge Weiber mit rosigem Wangen und klaren Augen, und gar sauber und nett angethan, standen abseits mit ihren vollen Milcheimern, schauten dem bunten, lärmenden Treiben zu und mochten keinen Theil daran nehmen. „Nun, ihr beiden Weiblein dort,“ rief Tyll ihnen zu, als er sie bemerkte, „wie steht's mit euch, wollt ihr eure Milch wieder mit heimnehmen? Kommt doch heran! Mein Faß ist noch nicht voll, und voll muß es sein, und gute Preise zahl' ich auch, wie ihr gehört habt.“ — Aber die beiden schüttelten ungläubig lächelnd den Kopf, und kamen nicht.

Jetzt war alle Milch bis auf jene ins Faß gemessen, und die Verkäuferinnen standen ringsum im Kreise und berechneten an den Fingern zählend, wie hoch die Summe

sich belaufe, die sie nun einstreichen sollten. „So weit wären wir,“ sagte Tyll laut und feierlich; „jetzt aber hört, was ich euch sage: behaltet den Preis, den ich euch schulde, in gutem Gedächtniß! Heut' über vierzehn Tage soll die Zahlung erfolgen, ganz in Form Rechtens, wenn ich wiederkomme; augenblicklich hab' ich kein Geld und kann auch keins beschaffen. Ja, wollt ihr's etwa nicht glauben, daß meine Taschen leer sind, so dürft ihr mich nur auf den Kopf stellen, und ihr werdet euch davon überzeugen, daß keine Münze, sei sie nun von Kupfer, oder Silber, aus meiner Tasche fällt. Seid ihr indeß mit der Zahlungsfrist etwa nicht zufrieden; wohl, so erlaube ich euch, daß ihr eure Milch nach Gutdünken, oder nach Recht, wieder aus dem Fasse nehmt. Eine jede weiß ja, wie viel sie hineingethan; und näher, denk' ich, kann man mir nicht kommen; denn ich heiße — Tyll Eulenspiegel!“ —

Das gab nun einen Heidenspectakel auf dem Markte zu Bremen, Angesichts des alten Recken, des Roland! Die Milchverkäuferinnen lärmten und tobten, schrien und schalten, stießen und drängten; am liebsten hätten sie den Erzschalk Tyll mit ihren eigenen Händen an den Domsthurm gehängt und ihn den Raben und dem Winde überliefert, als warnendes Beispiel, wie man niemanden ungestraft aufs Glatteis führen solle; allein der pfiffige Meister hatte sich mitten im Tumult unbemerkt aus dem Staube gemacht und war bald über die Grenze entwichen.

„Der Schalk, der Schelm, der Schuft!“ so schrie es auf dem Markte durch einander. „Uns so um unsere schöne Milch zu pressen! Warte, komm' du uns nur wieder, Tyll Culenspiegel! wir werden dir schon tüchtig einheizen!“ Nun, das war freilich nur ein frommer Wunsch, — denn Herr Tyll kam nicht wieder; und die Nürnberger henken bekanntlich keinen, oder sie hätten ihn denn, und die Bremer haben es ihnen nachgemacht.

„Ja, was schimpfen wir auf den Schalk,“ sagte eine der Milchfrauen, „laßt uns lieber ausmessen, damit ein jeder zu seinem Rechte komme.“ — Mit dem zu seinem Rechte kommen war's indeß eine schwierige Sache; denn die meisten wollten sich gern mehr Milch aus dem Faß herausnehmen, als sie hineingethan, und das wollten die andern natürlich nicht leiden. „Ich verlange meine zwölf Kannen!“ rief die eine. „Und ich meinen Eimer voll!“ die andere. „Ich hab' einunddreißig Maß hineingemessen!“ schrie die dritte, und so ging das fort bis ins Unendliche. War eine der Frauen beim Ausmessen, so riß eine andere ihr das Maß aus der Hand und rief: „Du hast schon viel zu viel; jetzt laß andre Leute auch an die Reihe!“ Und war diese beim Schöpfen, so vertrieb sie die dritte; und so schob, stieß und drängte sich alles um das Faß; eine jede nahm, wie's ihr behagte, und so lange die andre sie nehmen ließ; und so kam niemand zu seinem Rechte, — diese hatten zu viel, jene zu wenig, und viele gingen ganz leer aus, da man sie stets

zurückgedrängt. Die aber ergrimmt in gerechtem Zorn stießen die gefüllten Eimer und Töpfe um, daß die weiße Milch über das schmutzige Straßenpflaster dahinfloß, und riefen: „Ihr seid nichts besser als wir; gehen wir leer aus, sollt ihr auch nicht voll zu Haus!“ Und so hatte der Erzschemm Tyll die armen Milchverkäuferinnen auf dem Markt zu Bremen geneckt und betrogen, und argen Zanf und Hader angezettelt.

Nur die beiden jungen Weiber, die ihre Milch nicht hatten ins Faß gießen wollen, standen sich gut bei der allgemeinen Noth. Da fast alle Milch verschüttet war, so konnte auch nur wenig verkauft werden; die aber wurde über Preis bezahlt. Und so kam es denn, daß jene beiden, die sich keinen blauen Dunst hatten vormachen lassen, ihre schöne, reine Milch in den schneeweiß gescheuerten Eimern sechs-, acht-, ja zwölfmal so theuer an den Mann bringen konnten als sonst.

„Sagt mir doch, ihr lieben Weibsleute,“ sagte ein alter ehrbarer Bürger, der ihnen den letzten Rest Milch für gutes Geld abkaufte und noch Dank dazu gab; „sagt mir doch, wie kam's, daß ihr eure Milch nicht ins Faß thatet, da der Meister Tyll doch gute Preise verhieß und jede Forderung, wenn sie nicht gar zu hoch, freundlich und ohne Widerrede annahm?“ „Ja seht, lieber Herr,“ versetzte die eine, indem sie den frischen, rothen Mund zum Lachen zog und dabei zwei Reihen schöner Zähne zeigte, die sie von keinem Zahnkünstler

hatte fertigen lassen, sondern welche Mutter Natur ihrem gesunden Kinde geschenkt; „Ja seht, lieber Herr, wir sind wohl nur dumme Weibslente, aber wir haben doch auch unsere Nachgedanken. Seht, wir beide haben kleine Kinder zu Hause, die nach uns ausschauen, wenn wir nicht daheim sind. Da ist's nun immer unsere Sorge gewesen, so flink als möglich unsere Milch abzusetzen, damit wir bei den Kindern und sonst zu Hause nichts versäumen möchten; und unsere Männer sind daran gewöhnt, daß wir nie über die Zeit fortbleiben. Als wir nun sahen, daß der fremde Mann die Milch ins Faß thun ließ, ohne die empfangenen Maße, oder Kannen gleich zu bezahlen, da dachten wir so bei uns selbst, das Ding könne am Ende einen Haken haben, an dem man hübsch fest sitzen möchte. Und wenn's den auch nicht hätte, so war's doch ausgemacht, daß wir viel Zeit verlören und alsdann weit später heim kämen als sonst; denn da wir uns nicht vordrängen mochten, hätten wir bis zuletzt warten müssen, und da wär' uns auch das Geld — wenn's überall Geld gab — zuletzt aufgezehlt worden. Das alles, lieber Herr, dachten und besprachen wir mit einander, und d'rum ließen wir's bleiben und behielten unsere Milch, die uns nun so hoch bezahlt ist, wie noch nie.“ — „Ihr seid kluge Weiber!“ lachte der alte Bürger, „hätten die andern nachgedacht wie ihr, so wär' der Schalksnarr Tyll mit seinem Faß bei uns zu Schanden geworden. Nun aber wird's in Zukunft heißen,

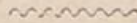
wie Tyll Culenspiegel die Milchweiber auf dem Markte zu Bremen gefoppt, und wie nur zwei verständige unter dem ganzen Haufen gewesen sind.“

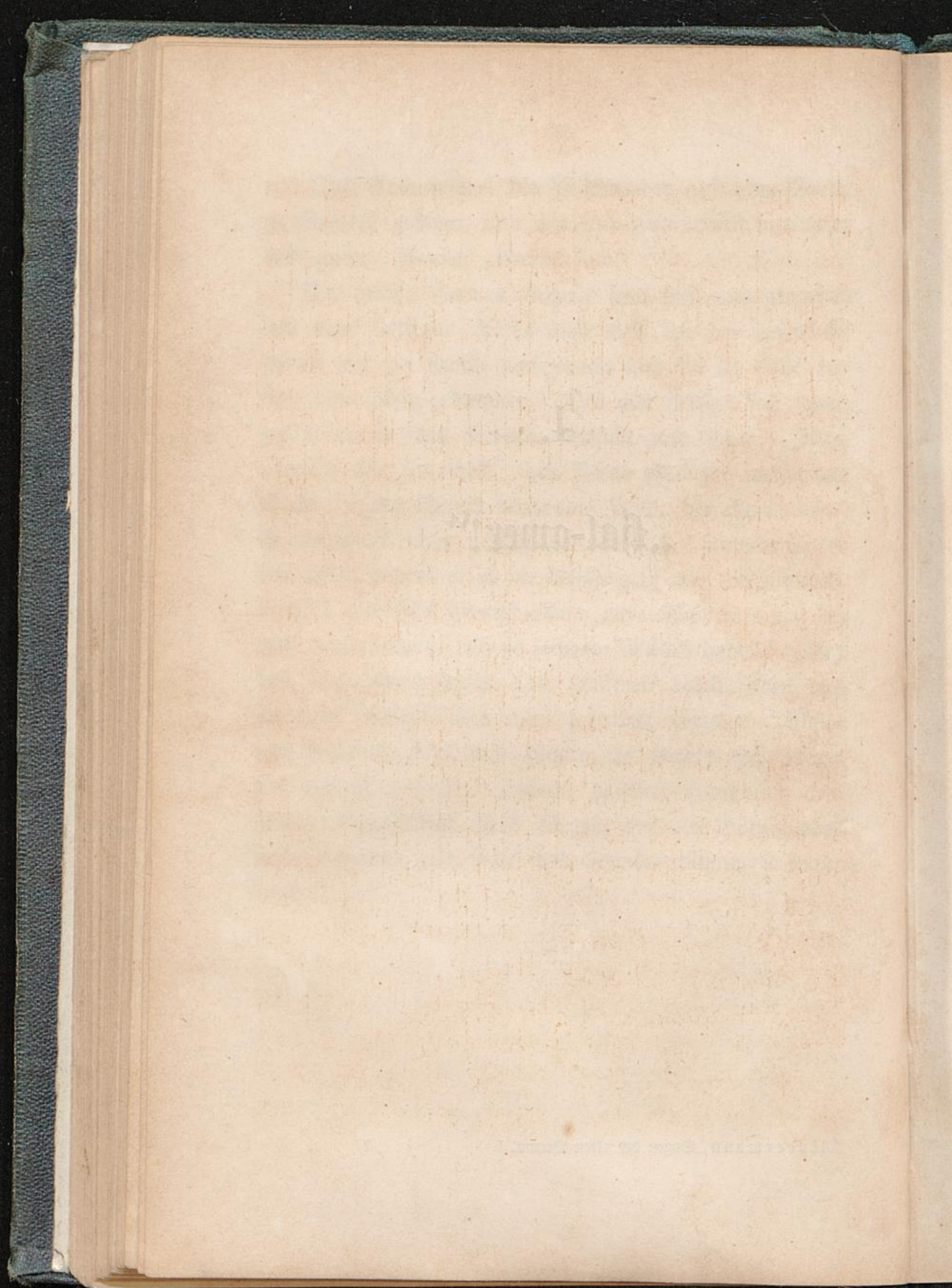
Die beiden Frauen lachten laut auf, und meinten, mit dem Verstand sei es nicht weit her bei ihnen; sie hätten nur ein wenig nachgedacht und da sei alles andere von selbst gekommen. Der alte Bürger sah ihnen freundlich in das lachende Gesicht und sagte: „Nun, nennt's wie ihr wollt; der Name thut gar wenig zur Sache. Wenn ihr nur verständig seid, daß ihr's wißt, ist am Ende nicht nöthig. Doch halt,“ unterbrach er sich selbst, indem er in die Tasche griff und ein hübsches, blankes Geldstück herausnahm, „eure Kleinen sollen sich heut' auch freuen, daß sie so brave Mütter haben; nehmt das, kauft ihnen Zucker- oder Backwerk dafür, oder was ihr sonst wollt. Und nun geht mit Gott! — Bleibt fein häuslich, flink und tüchtig, so wird's euch immer gut gehen.“ — Die Frauen dankten freundlich und gingen übergücklich ihres Weges; der alte Bürger aber sagte lächelnd: „Es steckt doch mancher tüchtige Kern im Volke!“ —

arkte  
unter  
ten,  
; sie  
an=  
hnen  
nun,  
zur  
ißt,  
er  
hes,  
sich  
hmt  
was  
eibt  
mer  
und  
ber  
im

4.

„Hal-awer!“





4.

„Hal — awer!“

---

1.

Es mag wohl schon länger als dreihundert Jahre her sein, da wanderten zwei junge Burschen der Stadt Bremen zu, um dort nach einem Dienst sich umzuschauen. Sie waren den ganzen Tag scharf gegangen, hatten wenig geruht und spürten nun allgemach eine große Müdigkeit in den Gliedern; deßhalb freuten sie sich gewaltig, als sie den Kirchthürmen von Bremen immer näher rückten, und sie nun bald so nahe waren, daß sie ohne weiteres dem Knopf auf dem Domsturm die Hand hätten reichen können zum guten Abend, — wenn ihre Arme nämlich ein paar hundert Ellen lang gewesen wären. Nicht weit vom Osterthore stand auf einem mäßigen Hügel das St. Paulikloster; an diesem ging der Weg der beiden Wandrer dicht vorüber; und weil man von hier einen weiten Blick auf die Stadt thun konnte, und eine Steinbank zum Ausruhen einlud, so machten die Burschen sich's bequem, legten sich, so lang sie waren, auf den weichen Rasen und benutzten die Bank als Tisch, um ihr frugales Abendbrot darauf aus-

zufraßen. Das trockne Brot mit dem geräucherten Speck dazu schmeckte ihnen vortrefflich; denn nach einem tüchtigen Marsch kommt der Hunger, und dieser ist bekanntlich ein besserer Koch, als alle Köche der Welt. Die Sonne war eben im Untergehen und warf noch einige glühende Strahlen über die Gegend und vergoldete alle Thurmspitzen der Stadt, und der Knopf und die Wetterfahne auf dem Domsturm sahen aus wie lauter Gold; dazu fingen die Abendglocken an zu läuten, und ein sanfter Wind strich durch das Laub der Bäume, — das alles war so schön und feierlich, daß die jungen Leute unwillkürlich mit dem Essen innehielten und unverwandt auf die Stadt schauten, und den Abendglocken lauschten.

„Weißt du, was ich wollte?“ sagte der ältere der beiden nach langem Stillschweigen. „Und was denn?“ gab der andere zurück; „Geringes ist's sicher nicht, du hast von je hoch hinaus gewollt, wenn es ans Wünschen ging.“ — „Se nun, das Wünschen hat man umsonst,“ meinte jener, „und das Glück zuweilen auch; und warum kann das Glück mir und dir nicht so gut in den Schoß fliegen, als jedem andern? Doch, was ich sagen wollte; sieh einmal den Knopf auf dem hohen Thurm dort, — das muß wohl der Dom sein, der soll ja dem Osthore zunächst stehen, — ich wollt', ich hätt' ein so groß Stück Gold, wie der Knopf, da brauchst' ich nicht nach der Stadt zu wandern und einen Dienst zu suchen; da

könnt' ich herrlich und in Freuden leben und zu hohen Ehren kommen, denn für Geld kann man alles haben.“

„Du bist ein Narr,“ entgegnete der jüngere lachend, „ich wüßt' mit so vielem Golde nichts anzufangen, da hätt' man ja nur zu hüten; mehr als satt essen kann niemand, und ins Grab mitnehmen kann auch keiner, und Ehren und Würden machen auch noch nicht selig. Nein, so hoch geht's bei mir nicht! Wenn ich nur einen Dienst finde, der mir mein ehrlich Brot einträgt, mehr brauch' ich nicht.“ — Der andere schien wenig von den verständigen Worten gehört zu haben; denn er antwortete nichts darauf, sondern sprach nach einer Weile weiter: „Klaus, weißt du noch, was der lustige Müller erzählte, der viel nach Bremen ging, um Korn und Mehl abzusetzen?“

„Ach ich weiß wohl, daß er viel lustige Schnurren erzählte,“ versetzte Klaus, „aber zusammenbringe ich nichts mehr, ich hab's all' vergessen.“

„Ja sieh, die Sache war die,“ begann der andere, „daß das Glück den Menschen sucht. Ich weiß nicht, wann's gewesen, aber gewesen ist's gewiß und wahrhaftig! da haben die vornehmen Herren in der Stadt Bremen einen in den Rath wählen wollen, weil einer mit Tode abgegangen; aber sie haben sich platterdings nicht d'rum vertragen können, sondern sich hin und her gezankt und sind zu nichts gekommen. Nun mußte doch ein Rathsherr da sein, und sollten sie ihn auch aus der Erde herausgraben, oder aus dem Stein herausbauen. So waren mehre

Tage mit Gezänk hingegangen, und man war nicht zum Ziel gekommen. Da schlug einer der klugen Herren vor, sie wollten am nächsten Tage allesammt sich nach dem Markte begeben, wenn noch keine Menschenseele dort sei; der erste Mann, der alsdann auf den Markt komme, solle Rathsherr werden. Die andern waren's zufrieden, so kam man doch endlich zum Schluß. Am nächsten Morgen stellte sich der ganze hohe Rath von A bis Z am Markt auf, und schaute nach allen vier Welttheilen aus, von wannen ihnen wohl das Heil kommen möge. Da zog ein Bauer mit einer fetten Sau vom Osthore her und steuerte geraden Weges auf den Markt zu. Er war weit hergekommen, ich glaub' aus dem Stift Berden; die Sau hatt' ihm viel zu schaffen gemacht, sie wollt' nicht vorwärts, weil's ihr sauer ward ihres Fetts wegen; der Bauer hatt' seine liebe Noth mit dem lieben Vieh gehabt, und war froh, als er das Marktpflaster unter den Füßen fühlte. Jetzt konnt' er sein schweres Thier gut verkaufen, und sich ausruhen von dem sauern Gange. Was ihm aber zu Theil ward, als er den Fuß auf den ersten Marktstein setzte, das war ihm im Traume nicht beigekommen! Als er sich nun den Schweiß abtrocknete, und nach einem Käufer ausschaute, trat ein Abgesandter des hohen Rathes an ihn heran und begrüßte ihn als neuen Rathsherrn. Und der Bauer ließ es sich gefallen, und der Mann, der in seiner Unschuld bis dahin unter seines Gleichen, und unter Schweinen und Ochsen ver-

fehrt hatte, saß nun im Kreise der Rathsmänner von Bremen.“ — „Und glaubst du denn, daß an der ganzen dummen Geschichte ein wahres Wort ist?“ fragte der jüngere, als der Erzähler geendet. „Warum sollt' es nicht?“ meinte dieser, „es geschieht viel Wunderliches im Leben, und ist viel Absonderliches seit Menschengedenken passirt. Wenn der Prophet Jonas drei Tage im Wallfischbauche sitzen konnt', warum sollt' denn ein Bauer nicht im Rathe sitzen können? Es kommt alles nur aufs Glück an.“ „Meinetwegen,“ versetzte Klaus; „das Glück ist übrigens bei uns nie groß zu Haus gewesen. Wenn einem die Aeltern gestorben sind, und Haus und Hof für Schulden d'raufgehen; wenn man in die Fremde hineinwandern muß, um sich durchzuschlagen da hat man nicht auf Glück zu hoffen.“ „Es fragt sich!“ warf jener hin, während er mit dem Stock in die Erde bohrte und starr vor sich hinblickte. Klaus sprang auf. „Komm, Jacob,“ rief er, „es wird Zeit, sonst schlägt man uns das Thor vor der Nase zu. Laß uns die Herberge auffuchen.“ Jacob erhob sich langsam und sagte seufzend: „Es muß doch schön sein, so recht glücklich zu werden!“ „Ja,“ meinte Klaus, während sie vorwärts gingen, „ja, es kommt nur immer d'rauf an, was einer für Glück hält.“ — Jener antwortete nicht, ihm gingen vielerlei hochfliegende Gedanken durchs Hirn. Die beiden schritten schweigend neben einander her, und als sie sich in der Herberge zur Ruhe legten, da konnte

Jacob noch lange keine Ruhe finden, während Klaus sofort in einen festen und gesunden Schlaf fiel.

Am nächsten Morgen machten die Brüder sich früh auf nach dem Markte, wo in jener Zeit am ersten ein Dienst zu finden war; denn hier war der Sammelplatz der Dienstsuchenden wie derer, die ihrer bedurften. Die beiden jungen Leute hatten noch nicht lange gestanden, als ein Mann auf Klaus zutrat, und ihn fragte, ob er als Gartenknecht bei ihm dienen wolle. Er sei Gärtner, habe ein gutes Geschäft, und würde auch keinen schlechten Lohn geben, wenn er anständig und dem Werk gewachsen sei. Klaus bedachte sich nicht lange, ward mit dem Manne Handels einig und sagte seinem Bruder Valet. „Wenn Ihr in der Stadt bleibt,“ bemerkte der Gärtner beim Fortgehen zu Jacob, „so hab’ ich nichts dawider, daß Ihr ab und an zu Eurem Bruder kommt. Ich hab’s gern, wenn Brüder zusammenhalten.“ Damit gingen sie.

„Der dumme Junge hätte wohl noch einen bessern Dienst erhalten können, als bei so einem Gärtner!“ sprach Jacob vor sich hin, als er allein war. „Was wird er dort groß verdienen, und wozu kann er’s bringen? Nein, da wart’ ich lieber noch ein Stück, und wenn’s auch Mittag darüber werden sollte. Daß mir’s einfiel, das erste Beste anzunehmen!“

Aber Jacob wartete länger, als er gedacht; keiner kam, der ihm einen Antrag machte, der nur einmal eine

Frage an ihn richtete. Hüben und drüben gingen die jungen Burschen ab wie warm Brot; die Reihen lichteteten sich mehr und mehr, und die Zeit schritt immer weiter. Es war bereits Mittag, und Jacob stand noch an derselben Stelle. Wie kam es denn, daß niemand nach ihm fragte, niemand ihm einen Dienst anbot? — Ja, das wissen wir nicht, wir sind eben nicht dabei gewesen; vermuthen aber, daß der Jacob, der nur an hoffärtige Dinge dachte, und dem alles andere gering erschien, gar zu unmuthig und verdrossen d'reinschaute, so daß keiner Gefallen an ihm fand und ihm keine Arbeitslust zu traute. — Es war bereits gegen Abend, und Jacob hatte weder einen Dienst, noch war ihm irgend ein großes Glück in den Schoß gefallen. Er dachte mit Verdruß daran, in die Herberge zurückkehren und morgen früh dieselbe langweilige Geschichte durchmachen zu müssen; und er war nahe daran, seinen Bruder zu beneiden, der so bald ein Unterkommen gefunden. — Da endlich, er wollte schon aufbrechen und fortgehen, trat ein stattlicher Mann zu ihm, mit einem ehrwürdigen Gesicht; der fragte, ob Jacob als Hausknecht und Backer bei ihm in Dienst treten wolle; er sei Kaufmann, führe einen ausgebreiteten Handel und habe vollauf für ihn zu thun, werde ihm aber gut lohnen; und wenn er tüchtig sei, wolle er ihm auch weiter helfen. Nun das war doch ein gutes Wort gesprochen; Jacob knüpfte allerlei Pläne und Hoffnungen daran, sagte mit

Freuden zu und folgte seinem neuen Herrn auf der Stelle.

Mathias Vöning, so hieß der Kaufherr, war ein ehrenwerther Mann, und verstand Handel und Wandel aus dem Grunde. Er war sehr reich und besaß nur ein einziges Kind, eine Tochter, die er über alle Maßen liebte. Und das Kind verdiente es auch, daß man es gern hatte, denn man konnte nichts Lieblicheres sehen, als diese heranblühende Jungfrau; dabei war sie freundlich und gütig gegen jedermann, und ihr Gemüth war so rein und klar wie ihre blauen Augen, mit denen sie den Leuten so recht ins Herz schauen konnte. — „Das gäbe einmal eine Partie für meinen Sohn,“ dachte mancher Kaufmann, wenn er das liebliche Kind erblickte, „reich ist sie, vornehm und schön, — mehr kann man nicht verlangen.“ Aber es werden manche Heirathen in Gedanken geschlossen, die der Priester nicht bestätigt.

Jacob hatte längst begriffen, daß man selbst nicht still stehn dürfe, wenn man vorwärts wolle, da allem Anschein nach, andere Leute sich nicht die Mühe geben würden, ihn zu ihrem eigenen Plaisir vorwärts zu ziehen. Er that deßhalb alles, was er konnte, um seinen Herrn zufrieden zu stellen; und da er ein gewandter Bursche war, dem die natürlichen Anlagen nicht fehlten, so konnte es nicht wundern, daß er im Laufe der Zeit von einem Hausknecht und Packer zum Lageraufseher stieg, und in Folge dessen eine bessere Stellung und

bessern Verdienst erhielt. Er hätte nun ganz glücklich sein können; er steckte die Füße unter anderer Leute Tisch, besaß die Achtung und Zuneigung seines Herrn und konnte sich etwas erübrigen; das waren Dinge, die hoch anzuschlagen sind. Aber den thörichten Burschen quälte stets der Gedanke an Ehren und Würden, wie die Ersten der Stadt sie trugen. War er nicht so gut wie sie? Was hatten sie denn vor ihm voraus, als den Zufall der Geburt, den Zufall des Reichthums, oder sonstiger Verhältnisse? Was hatten sie denn Großes gethan, um dahin zu gelangen, wo sie standen, was er nicht auch thun könnte? Das leidige Glück hatte sie beim Schopf genommen und mitten in Glanz und Fülle hineingesetzt. Warum konnte das Glück ihm nicht ein Gleiches thun? — Ja, warum, wer mochte das wissen! Dazu gehörte wohl mehr als Brot essen. —

Seine Pflicht that Jacob nun freilich und noch etwas darüber; denn es lag ihm daran, sich bei seinem Herrn einzuschmeicheln und unentbehrlich zu machen; vielleicht hatte das Glück auf diese Weise ein Einsehen und klopfte bei ihm an. — Und richtig, es klopfte auch bei ihm an, und das ging also zu. Der Buchhalter des Herrn Mathias Löning war schon lange Jahre kränzlich gewesen und hatte seinen Dienst nur zur Noth versehen können. Der gute Herr, der sich ohnehin in seinem Geschäfte gar keine Ruhe gönnte, weil er der verständigen Ansicht war, daß mehr Ruhe als Arbeit,

schädlich ist, hatte den schwachen Buchhalter nach Kräften unterstützt, ja, ihm die meiste Last abgenommen; denn er schätzte den langjährigen Diener und mochte ihn nicht gern fortschicken. Nun aber starb der Buchhalter, und der Kaufmann mußte den Platz wieder besetzen. Da dachte er an Jacob. Der junge Mann war strebsam und bescheiden, hatte im Laufe der Zeit schon manche Kenntnisse sich angeeignet, hatte in seinen Feierstunden tüchtige Fortschritte im Rechnen und Schreiben gemacht, und konnte einen Geschäftsbrief so gut zuwege bringen, wie einer. Was that's, daß er nicht von Jugend auf bei solchen Dingen hergekommen war? Es ließ sich noch manches nachholen, und der Principal war ja stets zur Stelle, konnte eingreifen, oder anweisen, wie's eben erforderlich war; dann hatte er doch einen Menschen zur Seite, den er schon kannte, und von dem er wußte, daß er ehrlich und ihm treu ergeben war. Daran hatte Herr Mathias ganz Recht; er konnte es ruhig wagen, denn zu jener Zeit wurde im Vergleich zur gegenwärtigen, herzlich wenig verlangt; die Verhältnisse waren eben andere, und die gestellten Forderungen leicht zu erfüllen.

Jacob nahm die gebotene Stelle mit freudiger Ueberschung an; suchte sich so gut als möglich in das neue Fach hineinzufinden, und da sein natürlicher Verstand ihm trefflich zu Statten kam, so ging die Sache ganz gut, und Herr Mathias bereuete keinen Augenblick, seinen

früheren Hausknecht und Packer zum Buchhalter gemacht zu haben.

Das Einlernen in seine neue Stellung hatte Jacob ganz in Anspruch genommen; denn gewissenhaft war er in allem, was er zu leisten hatte, — so kam es, daß die quälenden Gedanken von Größe und Ehre einstweilen in den dunkelsten Winkel seiner Seele schlüpfen, und er dadurch, wie auch durch das Bewußtsein seines anerkannten Werthes, viel heitrer und sichrer erschien als sonst. Die früher so bleichen Wangen wurden roth und frisch, und die Augen konnten zuweilen ganz fröhlich d'reinschauen. „Unser Jacob macht sich gut;“ sagte Herr Mathias zu seiner Tochter, „ich hätte in der That keine bessere Wahl treffen können.“ „Das freut mich herzlich, lieber Vater;“ entgegnete das Mädchen heiter; mehr sagte sie nicht, denn damals sprachen die jungen Mädchen noch nicht so viel, als jetzt. „Er sieht auch ganz anders aus als sonst;“ fuhr Herr Mathias vergnügt fort, „früher war er so bleich und mager; jetzt hat er ordentlich Farbe, und geht auch schon etwas in die Breite. Das kommt vom Glück und von der Zufriedenheit; nicht wahr, mein Kind?“ „Gewiß kommt's daher, lieber Vater,“ entgegnete die Tochter, und dabei sah sie dem alten Herrn so hell und liebevoll in die Augen, daß ihm ganz warm und selig zu Muth ward.

Aber Jacobs Glück und Zufriedenheit dauerten nicht lange. Nachdem er seine Obliegenheiten tüchtig inne

und an seine neue Stellung sich gewöhnt hatte, da kamen die alten Gedanken aus dem dunklen Winkel seiner Seele allgemach wieder hervor, wisperten und flüsternten wie früher und traten in ihre alten Rechte aufs neue ein.

Da war's mit dem innern Frieden und dem frischen Aussehen Jacobs vorbei. Stunden lang konnte er an seinem Schreibpult sitzen, wenn die Arbeitszeit vorüber war, und nichts thun, als vor sich hinstarren und von Reichthum und Ehre träumen. Was hatte er denn groß von seiner jetzigen Stellung? Nichts weiter, als mit äußerster Sparsamkeit sich ein geringes Capital zu erwerben, das ihn in alten Tagen möglicher Weise vor dem Hunger schützte; das war alles! Und das war herzlich wenig, meinte er. Was für Ehre hatte er von seinem treuen Arbeiten? So gut wie gar keine. Wenn er so die reichen, stolzen Rathmänner und Richter der Stadt Bremen vorübergehen sah, vor denen ein jeder sich bückte und den Hut tief herabzog, dann fuhr es ihm oft siedend heiß durch die Adern, und er dachte: „O, wenn mir solche Ehren angethan würden!“ Wer grüßte ihn, wenn er durch die Straßen ging? Vielleicht die Nachbarn rechts und links zunächst dem Löningschen Hause, oder die Hausknechte, Bader und Küper anderer Kaufherren, die zuweilen eine Bestellung im Comptoir zu machen hatten, und den Buchhalter daher kannten. Und wenn im Hause seines Herrn große Gesellschaft

war, von den ersten Familien der Stadt, wurde er etwa hinzugezogen; kümmerte man sich um ihn? Bewahre! Er konnte an seinem Pult sitzen und Zahlen und Buchstaben kritzeln, das wehrte ihm niemand. Und die Flasche Wein, die man ihm herausschickte, und den Kuchen dazu, beides mochte er sich wohl oder übel schmecken lassen; danach sah und fragte niemand. Sein Herr freilich war gut und freundlich gegen ihn; aber das war ja nur sein eigener Vortheil; denn wär' er herrisch und barsch, da würde Jacob seine Sachen nicht halb so gut in Acht nehmen, und manches unterlassen.

Herr Mathias merkte bald das veränderte Aussehen und den Trübsinn seines Buchhalters. Er fragte ihn leutselig, ob ihn etwas drücke, oder ob er sich krank fühle; er solle doch offen sein, dann könne ihm ja vielleicht geholfen werden. Jacob erschrak heftig; er hatte nicht geahnt, daß man ihm irgend ein Leid ansehen konnte, wenn man auch den Grund nicht durchschaute. Aber wie hätt' er's zu Tage legen sollen, was ihm sein Leben verbitterte und den frischen Jugendmuth zerstörte? Sein Herr würde ihn verlacht und verspottet haben, wenn er die offene Wahrheit gesagt; d'rum half er sich mit allerlei Ausflüchten. Aber der Herr merkte, daß es eben Ausflüchte waren, und er sagte deßhalb bekümmert: „Jacob, du hast kein Vertrauen zu mir, und das thut mir leid; zwingen freilich kann ich dich nicht, das, was dich quält, von dir zu thun; denn das Vertrauen ist

eine freie Gabe.“ Der Principal schwieg, und kramte dann in seinen Papieren am Pult, aber wer ihn beobachtet hätte, dem wär's nicht entgangen, daß er über die Papiere wegschaute und den Buchhalter sorgenvoll anblickte. Diesem war die Kehle wie zugeschnürt; so lieben, freundlichen Worten gegenüber nichts sagen zu können, nichts sagen zu dürfen, das war eine neue Qual zu der alten!

So verging eine lange Zeit. Jacob ward seines Kummers und seiner Qual nicht Herr; aber er suchte sie ängstlich zu verbergen, und dieser stete Kampf mit seinem Innern und dem äußern Schein, rieb seine Kräfte auf, und er sah aus, wie ein Kranker, oder wie ein Mensch, der ein schweres Seelenleid mit sich herumträgt, was er geheim halten muß. Der Kaufmann beobachtete ihn mit dem scharfen Auge eines väterlichen Freundes, und es that ihm in der Seele weh, daß Jacob so beharrlich im Schweigen blieb und allen sanften Aufforderungen kein Gehör gab. —

„Jetzt weiß ich's ganz sicher, was dem jungen Mann im Kopfe steckt!“ sagte Herr Mathias eines Tages zu sich selbst, als er den Buchhalter Mittags bei Tische wieder verstohlen und scharf beobachtet hatte, und den Grund des seltsamen Wesens entdeckt zu haben glaubte. „Ich muß nur ein Ende darin machen, sonst möcht' er mir d'raufgehen.“ — Gegen Abend, als Jacob allein im Comptoir über den Büchern und Rechnungen saß, trat der Kaufmann herein. Jacob hörte ihn nicht kommen,

und blätterte und schrieb weiter. Nach einer Weile warf er die Feder hin, stützte den Kopf in die Hand und starrte vor sich nieder. „Nein, es geht nicht länger so,“ sprach er endlich, „ich muß zu Grunde gehen bei der ewigen Qual; ich kann sie nicht tragen, und doch werd' ich ihrer nicht ledig. Ich weiß mir nicht zu rathen, nicht zu helfen; der quälende Wunsch, der höchste meines Lebens, verläßt mich nicht mehr; ich stehe mit ihm auf, ich lege mich mit ihm nieder, er ist bei mir im Schlafen, wie im Wachen. O, ich bin ein unglücklicher Mensch!“ Und er schlug beide Hände vors Gesicht und weinte wie ein Kind.

Das brach dem guten Herrn Mathias fast das Herz. Er trat rasch auf Jacob zu, faßte seine beiden Hände und sagte eindringlich: „Jacob, Jacob, was hast du nur! Du sitzt da und weinst so bitterlich, als wär' dir das Liebste auf Erden gestorben. Sei doch nicht so verschlossen; sprich doch endlich ein offenes Wort, damit dir, wenn möglich, geholfen werde.“ Jacob, erschrocken über das unerwartete Erscheinen seines Herrn, faßte sich gewaltsam und sagte ganz leise und ohne aufzusehen, daß ihm die Augen schmerzten, und ohne daß er es wisse, in Thränen ständen. Mathias schüttelte unwillig den Kopf. „Jacob,“ nahm er aufs neue das Wort, „Jacob, du machst mich mit sehenden Augen nicht blind, und mit hörenden Ohren nicht taub. Was du eben geredet, handelte nicht von frankem Augen, sondern von

einem kranken Gemüth.“ Ein Todessehnen kam über Jacob, als er vernahm, daß man ihn behorcht; er konnte nicht mehr zurück, er mußte, um die Wahrheit zu verbergen, irgend etwas erfinden, das er als Grund seiner Trauer angeben konnte, und er kam auch rasch dazu. „Herr,“ sagte er nach einer Pause, und es hatte wirklich den Anschein für Herrn Mathias, als wolle Jacob endlich sein Herz ihm aufschließen; „Herr, da Ihr meine unseligen Worte einmal gehört, mag ich's nicht länger verheimlichen. So wißt denn: ich erhielt vor längerer Zeit aus meiner Heimath die traurige Nachricht, daß mein einziger Bruder, der dort in den glücklichsten Verhältnissen lebte, plötzlich wahnsinnig geworden sei; daß er in einem Anfall von Raserei sein einziges Kind getödtet, und nachdem ihm bei dem strömenden Blute das Bewußtsein zurückgekehrt, er sich selbst das Leben genommen habe. Ihr seht, Herr, daß ich große Ursache habe, schwer betrübt zu sein; wenn ich's verheimlichte, so geschah es, um die Ehre meines armen Bruders nicht Preis zu geben.“ — Der Kaufmann sah Jacob erstaunt ins Gesicht; er wußte im ersten Augenblick nicht, was er sagen sollte; erst nach einer langen Weile begann er: „Jacob, entweder sprichst du jetzt eine große Unwahrheit, oder du hast früher eine gesprochen. Als du in die Stelle meines verstorbenen Buchhalters rücktest, habe ich dich um deine Verwandtschaft in der Heimath, oder anderswo, befragt; denn ich mußte sicher sein, daß du keine

unehrenhafte Geschwister, oder Verwandte hattest, die dir einmal kommen und zu diesem oder jenem Unverlaubten dich verleiten konnten zu meinem Schaden. Du gabst mir die kurze und bündige Antwort, daß du ohne Verwandtschaft seiest, und weder Bruder, noch Schwester, noch sonstige Angehörige habest. Wenn dir ein Bruder gelebt, noch dazu in guten Verhältnissen, weshalb hättest du mir's verschweigen wollen, da ich mich dessen nur gefreut haben würde? Jacob, ich sage dir's ins Gesicht, — du sprachst die Unwahrheit! — Wäre es aber die Wahrheit, was du geredet; was könnt's denn sein mit dem höchsten Wunsche deines Lebens, der nicht am Tage, nicht in der Nacht von dir weicht? — Jacob, ich wiederhole es, du sprachst die Unwahrheit!“

Herr Mathias war vollkommen im Rechten mit dem, was er gesagt. Jacob hatte es fürs Beste gehalten, nie von seinem Bruder zu reden; er schämte sich der untergeordneten Stellung desselben, als schlichter Knecht bei einem gewöhnlichen Gärtner zu dienen. Er konnte dies um so eher verheimlichen, da Klaus ihm niemals über die Schwelle kam; denn der hatte des Bruders Hochmuth bald durchschaut, als sie sich einmal zufällig trafen, und so war Klaus dem einzigen Verwandten fern geblieben. Als Jacob nun die Buchhalterstelle übernahm, und von dem Principal nach seinen Angehörigen befragt wurde, da schien es ihm gerathen, einfach zu sagen, er habe weder nahe, noch entferntere Verwandte, sondern sei ohne allen

Anhang. Daß er sich nun in seinem eigenen Netz gefangen, kam daher, weil ihm die ganze Sache in dem Augenblick der Ueberraschung entfallen war, und er nur den einen Gedanken hatte, seinen thörichten Wunsch zu verheimlichen. — Als Jacob sich von der Unwahrheit seiner Worte überführt sah, erschrak er noch heftiger; aber die Wahrheit durfte und konnte er auch jetzt nicht sagen; das fühlte er tiefer, denn je. Er stürzte Herrn Mathias zu Füßen und betheuerte, daß er nicht wisse, was er geredet; wenn er eine Lüge gesagt, so habe er nur den wahren Grund seines Leides verbergen wollen. Der Herr möge ihm das vergeben und nicht weiter in ihn dringen, denn ihm könne doch niemand helfen. Aber die Güte und Beharrlichkeit des wackern Kaufherrn ließen sich nicht abweisen. „Ich muß ihn zu seinem Glück zwingen,“ dachte Herr Mathias, „indem ich das Wort thue, das ihm zu thun anstände, wenn er meines Gleichen wäre; so aber mag er's nicht wagen, seine Bescheidenheit hält ihn zurück.“ —

Es war doch ein prächtiger Mann, der Herr Mathias Löning, daß er so gut von den Menschen dachte, und so willig war, sie zu beglücken, weil sie selbst den Muth nicht hatten, darum zu bitten. Ja, einen solchen Mann könnte man heut' zu Tage beim funkelhellen Sonnenschein mit der Laterne suchen, und man fände ihn am Ende doch nicht. — Daß Herr Mathias sich irrte, das ändert nichts an seiner Vortrefflichkeit.

„Alles hat seine Grenzen, auch das Schweigen!“ sagte der Principal zu seinem Buchhalter. „Willst du vom Schweigen nicht lassen, Jacob, gut, so ist's meine Pflicht, zu reden. So wisse denn, daß ich bereits seit länger deine tiefsten Gedanken durchschaut habe.“ Jacob fuhr entsetzt zusammen, jener sprach weiter: „Ich bin nicht von gestern, und weiß recht wohl, wie es in einem jungen Menschenherzen aussieht, und welche glühende Wünsche sich darin regen, die sich doch nicht ans Licht wagen mögen.“ Jacob blickte seinen Herrn verstört an; so war man also doch auf den Grund seiner Qual gekommen, und all sein Verheimlichen hatte nichts gefruchtet! „Nein, nein!“ rief er erschüttert, „spricht es nicht aus, lieber Herr! Erspart mir die Scham, mich von Euch verlacht, ja, verachtet zu sehen.“ „Verlacht und verachtet man einen jungen braven Menschen, der seinem Herzen nicht gebieten kann, aber einen ehrlichen Kampf kämpft?“ entgegnete lächelnd der Kaufmann, indem er seine Hand auf des Buchhalters Schulter legte und ihm so recht treuherzig in die Augen schaute; „sieh Jacob, es ist ja ehrenwerth genug, wenn man die Leidenschaft unterdrückt, um ihrer Herr zu werden; reicht aber die Kraft nicht aus, ist das eine Sünde? — Schelten sollte ich dich, daß du nicht offen vor mich hintrittst und sagst: „Herr, gebt mir Cure Sophie zum Weibe, ich liebe sie, und will sie glücklich machen!“ Da du es aber nicht thust, und lieber untergehen willst, als den Schein der

Ueberschätzung auf dich laden, so weiß ich keinen andern Rath, als dir zu sagen, daß du mir als Eidam gut und wacker genug bist. Du hast kein Vermögen, das schadet nicht; ich besitze desto mehr, und du bringst statt dessen deine Strebbarkeit, deinen Fleiß, deine Kenntnisse mit, und so begleicht sich alles. So schlag' denn ein, Jacob, du wirst mein Schwiegersohn, und damit hat's ein Ende!"

Jacob war wie aus den Wolken gefallen. Mit keinem Gedanken hatte er an Sophie gedacht, mit keinem Gedanken an eine Heirath mit ihr; seine thörichten Träumereien von Glück, Reichthum und Ehre hatten in seiner Seele keinen Raum für sanftere Empfindungen gelassen. Jetzt aber kam das Glück urplötzlich, nur in anderer Gestalt, als er gedacht; es trug ihm eine schöne Frau entgegen mit einem bedeutenden Vermögen, und sprach etwa also: „Ich bitte dich, lieber Jacob, nimm dies, mir zu Gefallen, als dein Eigenthum an!“ Da ging ihm ein ganzer Kronleuchter auf; diese Heirath konnte ihn ja zu Glanz und Ehren bringen, und er wäre wohl ein Narr gewesen, wenn er nicht mit beiden Händen zugegriffen hätte. Und wie schön konnt' er es nun verbergen, was ihn wirklich gequält; wie leicht wurde es ihm gemacht, für bescheiden zu gelten! Den Schein mußte er natürlich wahren, den Ausspruch seines guten Herrn bestätigen, das begriff er sogleich; und da er Jahre lang an den Schein sich gewöhnt hatte, so ward es ihm auch diesmal nicht schwer, anders zu reden,

als er gedacht. Nachdem er in der Eile sich alles zu-  
rechtgelegt im klugen Kopfe, sagte er mit angenommener  
heftiger Bewegugn zu Herrn Mathias: „Nun denn, da  
Ihr's einmal erkannt, was mich bedrückt, und es mir  
mit klaren Worten ins Gesicht sagt; da ich gewiß bin,  
Ihr werdet mich darob nicht verachten, sondern mir Eure  
starke Hand reichen, damit ich nicht zusammenbreche: so  
darf ich's offenkehren und bestätigen, daß nur die Liebe  
zu Eurer Tochter meine ganze Seele erfüllte, und das  
Verlangen, sie zu besitzen als eheliches Gemahl, so mäch-  
tig in mir ward, daß ich nichts anderes denken und  
träumen konnte. Aber ich wußte ja, daß ich nicht wür-  
dig war, ihr die Schuhriemen zu lösen; wußte, daß so  
hochfliegende Gedanken nie zur Wahrheit werden konnten;  
daher verschloß ich mein Geheimniß tief in meinem Her-  
zen, und wär' eher gestorben, als daß ich's je verrathen  
hätte; daher nahm ich zu allerlei Unwahrheiten meine  
Zuflucht, damit nur keiner auf den Grund meines thö-  
richten Herzens schauen sollte.“ — „Bis wir uns im  
eigenen Neze fingen, und über uns ergehen lassen muß-  
ten, was Rechtens!“ — fügte Herr Mathias lachend  
hinzu. — —

Jacob spielte seine Rolle vortrefflich. Er hätte als  
Schauspieler gewiß etwas Tüchtiges leisten können, und  
den Leuten weiß gemacht, es sei alles eitel Wahrheit,  
was er auf den Brettern sage. So erging es dem  
guten Herrn auch. Er war ganz fröhlich über Jacobs

endliche Offenheit; er schüttelte ihm einmal über das andere die Hände, und meinte, nun sei alles gut, und das Weitere werde sich schon finden.

Am andern Morgen hatte der Kaufmann eine kurze Unterredung mit seinem lieben Kinde. Er merkte bald, daß Sophie dem jungen Manne sehr geneigt war, und das freute ihn über die Maßen, und nun ward er des Ganzen erst recht froh. Auch ohne große Neigung von Seiten des Mädchens, hätte Herr Mathias Löning die Verbindung gewünscht und gefördert, weil er eine solche eben für das wirkliche Heil seines geliebten Kindes hielt; nun aber beides sich zusammenfand, so war's ein Grund zur ungetrübten Freude. — Es lag einmal in den beschränkten Begriffen und Verhältnissen jener Zeit, daß die Aeltern die Heirath ihrer Töchter nach eigenem Ermessen bestimmten; die Töchter wußten das auch nicht anders, und fügten sich der gereiften Einsicht des Alters. Kam zur Heirath die Herzensneigung, desto besser; wenn nicht, so mußte es auch ohne diese gut sein; man gewöhnt sich an einander, hieß es, oder: von der Liebe kann man nicht leben, und damit war die Sache abgethan. Es lag etwas von Tyrannei in diesem Verfahren, das wird niemand in Abrede stellen, und weil diese Tyrannei sich überlebte, wie so manches andere, hat sie auch nach und nach der persönlichen Freiheit weichen müssen; indeß ist es wohl noch die Frage, ob es damals so viele unglückliche Ehen gab, als heut' zu Tage.

Um die Caffeeſtunde deſſelben Tages führte Herr Mathias die beiden jungen Leute zuſammen, legte ihre Hände in einander, und gab ihnen ſeinen väterlichen Segen. Auch jetzt blieb Jacob der einmal übernommenen Rolle treu, und wer ihn geſehen, der hätte darauf geſchworen, daß der Buchhalter vor lauter Liebe bald geſtorben wäre. Im Laufe der Zeit ward unſerm Jacob die Rolle immer leichter, denn Sophiens Liebenswürdigkeit feſſelte ihn unwillkürlich, und ihre Schönheit, die er ſonſt nicht einmal bemerkt, fing an, einen beſondern Zauber auf ihn auszuüben. Auch ſein Stolz war hier im Spiele; Sophie war ſo ſchön, daß man ſie allgemein: „die blonde Schönheit von Bremen“ hieß; das hatte Jacob nie gewußt, ſo lange er nur um ſeine eigenen Gedanken ſich bekümmerte; jetzt aber, wo ſein Ohr für dergleichen offen war, freuete es ihn über die Maßen, und das möchten wir ihm am allerwenigſten verdenken.

## 2.

Jacob war nun in den Hafen des Glücks eingelaufen; wie aber ſtand's mit Klaus, ſeinem jüngern Bruder? — Seinem einfachen, ſchlichten Sinne treu, hatte dieſer in der geringen Stellung, als Knecht eines Gärtners, treu und ehrlich das Seine gethan. Er grub und pflanzte, er ſäete und mähetete, er that alles, was ihm oblag, und er that's mit Gewiſſenhaftigkeit und

Freude, und war seelenfroh bei kärglichem Brot und saurer Arbeit.

So vergingen die Jahre, und Klaus war nicht weiter gekommen, als wo er einmal stand; und er strebte auch nicht weiter, da seine Ansprüche und Bedürfnisse sich leicht befriedigen ließen; denn von dem hochfahrenden Sinne seines Bruders war nichts in ihm. Eins nur that ihm leid und machte ihm manche trübe Stunde das war die Verleugnung Jacobs. Dieser war nie zu ihm gekommen, und Klaus scheute sich, den Bruder aufzusuchen. Einmal hatten beide sich in der Vorstadt getroffen, wo Klaus in einem Garten mit Graben beschäftigt war; Jacob aber, der damals schon die Buchhalterstelle bekleidete, ging mit dem spanischen Rohr in der Hand, spazieren, denn es war in der Feierstunde. Klaus stieß seinen Spaten rasch in die Erde und flog auf den Bruder zu, ihn zu begrüßen und ihm zu sagen, wie sehr er sich freue, daß er so in die Höhe gekommen. Aber Jacob schien verlegen, schaute ängstlich um sich, ob's auch jemand sehe, daß ein Knecht so vertraulich gegen ihn sei; er gab kurze, leise Antworten, und als ein junger Kaufmannslehrling des Weges kam, da machte Jacob sich eilig davon mit flüchtigem Gruß und ohne Entschuldigung. Diese Unbrüderlichkeit konnte Klaus nicht verschmerzen; und von dieser Zeit an suchte er sich einzureden, daß er gar keinen Bruder mehr habe; ja, daß er niemals einen besessen. — Der Gärtner

wohnte in der Nähe der Fähre, die damals wie noch jetzt, vom Pünkendeiche über die Weser nach dem Werde führte. Das Haus des Fährmanns fließ dicht an das Besizthum des Gärtners, und die beiden Männer hielten gute Nachbarschaft. Mit des Fährmanns Tochter aber, der hübschen Lisbeth, hielt Klaus gute Nachbarschaft, und das konnte niemanden wundern; denn Lisbeth war ein braves, fleißiges Kind und stand dem Vater, seit der Mutter Tode, treu zur Seite bei seinem sauern Tagewerk. Und wie es dem Klaus ergangen, daß er dem wackern Mädchen zu tief in die Augen gesehen, so war es auch Lisbeth passirt; von dieser Zeit an war eins dem andern ins Herz gewachsen, und Klaus hatte seinen Bruder und dessen Unbrüderlichkeit fast vergessen. — Der alte Fährmann sah es gern, daß sein Kind mit dem jungen Manne gute Freundschaft hielt; denn er kannte ihn als einen arbeitsamen, rührigen Menschen, der nichts verthat, sondern seinen geringen Lohn zusammenhielt und verständig anwandte. Freilich, ans Heirathen sei noch lange nicht zu denken, meinte der Alte, das thue aber auch nicht noth; beide seien noch jung, und er habe nie gehört, daß einer, oder der andere zu spät gekommen. —

So im stillen Frieden und im Ausblick in die Zukunft lebten die jungen Leute ihre Tage hin, und hätten wohl so bald noch nicht an eine Heirath gedacht, wenn nicht ein Fall eingetreten wäre, der diesen Gedanken lebhaft in ihnen angeregt. Der Gärtner nämlich

erkrankte, und nach wenigen Tagen segnete er das Zeitliche. Nahe Verwandte hatte er nicht, verheirathet war er nie gewesen, und sein Besizthum ging nun in andere Hände; die weitläufigen Verwandten, denen jetzt das Seine zukam, hatte er nie gesehen; er hatte sich nicht um sie, und sie sich nicht um ihn bekümmert; da es aber ans Erben ging, so waren sie flugs zur Stelle und strichen ein, was einzustreichen war. Der Verstorbene hatte die Absicht gehabt, ein Testament zu errichten und darin auch unsern Klaus zu bedenken; aber er war darüber weggestorben; wie es denn häufig zu gehen pflegt, daß man in gesunden Tagen sich nicht entschließen kann, sein Haus zu bestellen; man wartet, bis die kranken Tage kommen, und da bestellt man's eben erst recht nicht.

Der gute Klaus hatte es schon lange gewußt, daß er kein Kind des Glücks war, wie sein Bruder; er hatte ja auch nie um Glück gebettelt, nur um Arbeit, sein täglich Brot damit zu gewinnen; er legte d'rum die neue Täuschung still zu den alten, wenn auch mit einem tiefen Seufzer, und dachte, es hat wohl nicht sein sollen! Die Erben, denen daran lag, rasch zu dem Ihrigen zu kommen, und die Sache zu erledigen, boten das kleine Haus des Verstorbenen nebst dem geräumigen Garten zu einem ziemlich billigen Preise aus, und da dachte Klaus: „Wie, wenn du das Erbe kaufen könntest?“ — Aber er hatte ja nichts darin auszusahlen, und sein künftiger

Schwiegervater hatte auch nichts, und Lisbeth hatte eben gar nichts; und aus einem dreimaligen Nichts läßt sich keine andere Summe als — Nichts herausrechnen. Wären die Erben in Bremen wohnhaft gewesen, da hätte es sich schon machen lassen, indem Klaus ihnen das Geld verzinste; so aber mußten jene auf Auszahlung des Ganzen halten. Da dachte Klaus an seinen Bruder. Er hatte gehört, daß er die Tochter seines Herrn heirathen, und dann das große Geschäft des Schwiegervaters übernehmen werde, da dieser sich zur Ruhe setzen wolle. Klaus kämpfte lange mit sich selbst, ob er den Bruder um ein Darlehn von 300 Thalern ansprechen solle; mehr kosteten Haus und Garten nicht. Endlich war er entschlossen. „Ich will hingehen,“ sagte er zu sich selbst, „er ist ja doch mein Bruder und hat vielleicht noch einen guten Blutstropfen in sich von unsern braven Aeltern. Er ist ja nie schlecht gewesen; und jetzt, wo er zu seinem Ziel gekommen, wird er doch die Hand nicht von mir wenden.“

Er hatte seiner Lisbeth seine Absicht anvertraut; sie allein wußte es auch, wie fremd er mit dem Bruder stand; denn „das Herz will einen Kläger haben.“ „Wenn's nur hilft!“ sagte sie bekümmert, als er von dannen ging, und sie ihm nachschaute. — Klaus hatte sein Sonntagswamms angethan und sein neues rothes Tuch um den Hals geschlungen, damit er nobel und anständig bei seinem Bruder erscheinen konnte. Auch

das Haar hatte er sauber gefämmt und mit Wasser glatt gemacht, und die schweren, mit Nägeln beschlagenen Schuhe waren frisch mit Thran eingeschmiert, so daß sie recht schwarz und schön glänzten. „Er braucht sich meiner nicht zu schämen,“ sagte Klaus, als er durch die Straßen dahinschritt, und wohlgefällig auf seinen Sonntagsstaat schaute; „und alles hab’ ich mir ehrlich verdient und ist richtig bezahlt.“ — Nun stand er vor dem prächtigen Hause an der Obernstraße, das Herr Mathias Löning bewohnte, und das später auch sein Bruder bewohnen sollte. Ihm klopfte das Herz doch gewaltig, als er die Steinstufen hinanschritt, die schwere mit Bildschnitzerei verzierte eichene Thür öffnete, und nun in dem weiten, hohen Hausflur stand, in dessen Hintergrunde die breite bequeme Treppe zu dem obern Stock hinaufführte. An den Wänden des Flurs hingen große Delgemälde in schwarzen Rahmen. Darauf waren die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande, wie sie dem Jesuskinde ihre Gaben darbrachten, und sonstige Scenen aus der heiligen Schrift dargestellt; alle Figuren waren in Lebensgröße, und so wunderbar lebendig gemalt, daß Klaus meinte, sie müßten nun gleich aus dem Rahmen heraustreten, auf ihn zukommen und fragen, was er hier zu suchen habe. So hatte er lange gestanden und die Bilder angeschaut, da kam die Köchin den Hausflur herauf und fragte nach seinem Begehr. „Ich möchte gern meinen Bruder sprechen,“ hätte er bald geantwortet;

aber er bedachte sich rasch und sagte, indem er verlegen seinen Hut in den Händen herumdrehte: „Ich möchte gern den Buchhalter sprechen.“ „Ah, den jungen Herrn Schweers!“ entgegnete die Köchin, „da klopft nur an jene Thür dort, das ist sein Zimmer.“ — Klaus pochte verzagt an; er mußte es mehrmals wiederholen, bis sich drinnen ein „Herein“ vernehmen ließ. Als er schüchtern eintrat, stand er seinem Bruder gegenüber.

Jacob machte ein langes, verlegenes Gesicht, als er den Eingetretenen erkannte; hastig und leise fragte er, was er wolle, weshalb er komme. — „Bruder,“ versetzte Klaus, „du weißt, ich bin dir nie zur Last gekommen; jetzt aber hab' ich etwas auf dem Herzen, das ich nur dir sagen kann; und du wirst mir helfen, wenn du kannst.“ Jacob hatte rasch die Thür abgeschlossen; er fürchtete, daß jemand sie überraschen könnte. „Ich thu's nur, damit wir ungestört sind,“ sagte er gleichsam sich entschuldigend, zu Klaus. „Und was hast du denn?“ fragte Jacob, immer ängstlich nach der Thür horchend; „sprich aber leise, in solchen Häusern haben die Wände Ohren, und ist's auch nicht Sitte, darin so laut zu reden.“ Klaus theilte ihm alles mit, was er auf dem Herzen hatte; dann fügte er hinzu: „Sieh, wenn du mir nicht hilffst — und ich will ja nichts geschenkt, ich will's ehrlich verzinsen — dann muß ich mich aufs neue als Knecht verdingen, und von unsrer Heirath kann dann in Zeit und Ewigkeit noch nichts werden.“ Jacob stand

und überlegte. „Es geht nicht, Klaus,“ sagte er nach einer Weile, „ich kann das Geld nicht aus dem Handel ziehen; was würde mein Schwiegervater dazu sagen? Ihr Leute meint, ein Kaufmann habe die blanken Thaler nur so in Säcken stehen, um sie aus Plaisir herauszunehmen und hinzuzählen; dem ist aber nicht so. Geld muß Geld verdienen, und das verdiente muß wieder in den Dienst, und so ist alles fest und nichts flüchtig. Wie gesagt, es geht nicht!“ — Klaus sah seinen Bruder bittend an. „Jacob,“ begann er nach einer Weile. „St! daß es niemand hört!“ machte Jacob und horchte wieder nach der Thür. „Jacob,“ fuhr Klaus leiser fort, „ich will dir ja das Geld verzinzen; du sollst ja nicht dabei zu kurz kommen.“ Der Bruder schüttelte den Kopf. „Verzinzen!“ wiederholte er, „kannst du einen Zins geben, wie ihn der Handel aufbringt? Das sind Dinge, die verstehst du nicht!“ Klaus seufzte tief auf und blickte zu Boden. „Sieh,“ fuhr jener fort, „selbst wenn ich das Geld aus dem Handel nehmen wollte, ich dürft' es nicht. Du weißt, wie nackt und bloß ich hier ins Haus gekommen; zwar bin ich fleißig gewesen, aber ins Geschäft hab' ich keinen rothen Schwaren einschießen können; alles gehört meinem Schwiegervater. Darf ich vom fremden Gute nehmen, um es meinem Anverwandten zuzuschützen, von dem man hier im Hause nicht einmal ein Sterbenswörtchen weiß?“ Klaus zuckte bei den letzten Worten zusammen, als fühlte er einen Stich

tief ins Herz hinein. Er wußte jetzt, daß er vergebens gekommen war. Jener sprach weiter: „Denk' nur, was mein Schwiegervater sagen würde, wenn ich ihm plötzlich mit solchen Betteleien käme. Würde ich mich nicht heruntersetzen in seinen Augen?“ Klaus sagte kein Wort, stumm wandte er sich der Thür zu. In Jacob tauchte ein Gedanke auf, er rief den Bruder wieder zurück. „Klaus, mir fällt etwas ein,“ sagte er hastig, aber nicht ohne Verlegenheit und innern Kampf; er stockte, Klaus sah ihn gespannt an. „Was ist?“ fragte er endlich. „Ich will thun, was ich nicht sollte,“ flüsterte Jacob geheimnißvoll, „ich will dir das Geld geben, aber nur unter einer Bedingung.“ „Du wolltest —“ fuhr Klaus freudig überrascht auf, „und die Bedingung?“ — Jener sprach weiter: „Es kann dir ja gleichgültig sein, Bruder, ob die Leute davon wissen, oder nicht, daß wir zusammengehören. Ich hab's hier im Hause aus guten Gründen verschwiegen, daß mir noch irgend ein Verwandter lebt, es war besser so für mein Fortkommen. Willst du nun gegen jeden davon schweigen, daß wir Brüder sind, und wenn's noth thut, es in Abrede stellen; willst du, wenn ich dir einmal mit den Meinen begegne, thun, als wär' ich dir ein fremdes Menschenkind: gut, so ist das Geld dein, und ich verzichte selbst auf die Zinsen. Sag', aber rasch, willst du?“ — Klaus starrte seinen Bruder sprachlos an, lange war er keines Wortes mächtig; es war, als ginge ihm ein Mühlrad im Kopf herum,

so heftig schlugen die Pulse gegen seine Schläfen; er griff sich unwillkürlich an die Stirn. „Nun, willst du?“ drängte Jacob, „entschließe dich rasch!“ Klaus schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte er endlich, und seine Stimme zitterte, „Nein, das kann ich nicht! Wenn dir's leicht geworden, mich zu verleugnen, Jahre lang, — so ist das deine Sache, und du hast's mit deinem Gott abzumachen, daß du deinen Aeltern noch im Grabe das Leid anthust, den einzigen Bruder — abzuschwören; denn verleugnen ist so gut wie abschwören; ich aber kann das nicht! Freiwillig bin ich dir aus dem Wege gegangen, als ich sah, daß du dich meiner schämtest; ich hätt' das auch ferner gethan aus demselben Grunde. Mich aber binden und vereiden dazu, durch Geld mich kaufen lassen, eine Lüge zu sagen, — nein, das thue ich nun und nimmermehr, so wahr mir Gott helfen möge!“ „Du bist ein Narr, die Sache so ernst zu nehmen;“ fuhr ihn der Bruder an. „Mag sein,“ versetzte Klaus, „ich streite nicht darum. — Laß mich hinaus,“ fuhr er fast tonlos fort, „wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen.“ „So geh, wenn du's nicht besser haben willst!“ stieß Jacob heftig heraus und öffnete die Thür. — Ohne den Bruder weiter anzusehen, verließ Klaus das Zimmer und stürzte aus dem Hause. — Wie er heim gekommen, er wußte es nicht, er sah und hörte nichts; wie in einem Traum ging er dahin, und seine bebenden Lippen wiederholten stets nur die Worte: „Verleugnen, abschwören!“

Erst, als er zu Hause angelangt, und die gewohnte Umgebung erkannte, kehrte seine Ruhe wieder zurück; und erst, als er sich ganz gefaßt und tapfer zusammengenommen, suchte er seine Lisbeth auf und theilte ihr alles mit, was er Bitteres erfahren. Als das erschrockene Mädchen nicht gleich antwortete, sagte Klaus: „Oder meinst du, Lisbeth, ich hätt's thun und das Geld annehmen sollen?“ — Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Nein,“ sagte sie fest, „gegen die Wahrheit soll niemand zeugen. Du hast recht gethan. Wenn er dich verleugnet, so mag er's thun; ihm thut die Lüge nicht weh in seinem hoffärtigen Sinn; du aber kannst es nicht, dir würde es zur ewigen Pein werden.“

Damit waren die jungen Leute nun wohl in ihrem Gewissen beruhigt, weil der Haß gegen unlautres Wesen ihrem reinen Gemüth eingepflanzt war; aber ihre Hoffnungen hatten gar schmäzlich Schiffbruch gelitten, und sie blickten trübe in die Zukunft. Sie hatten es so schön sich ausgedacht, auf dem kleinen Besizthum zu arbeiten, zu schaffen, und nun war alles zu Wasser geworden.

Nach wenigen Wochen war der Garten verkauft, und Klaus mußte sich nach einem neuen Dienst umsehen. Bevor er jedoch einen gefunden, erkrankte der alte Fährmann, und Klaus übernahm an seiner Stelle die Fähr. Gewachsen war er dem Geschäfte schon; denn er hatte oft Sonntags den Alten abgelöst, und seinen kräftigen

Armen war es ein Leichtes gewesen, das Boot wie im raschen Winde hinüber zu bringen. Die jungen Leute hatten um ihre Zukunft gesorgt und nichts ersorgen können; jetzt sorgte ein anderer für sie. Der alte Fährmann kam nicht wieder auf. Er wurde zu seinen Vätern versammelt, und Lisbeth stand weinend an seinem Grabe. „Halt' nur um meine Stelle an,“ hatte der Alte gesagt, als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, „du verstehst das Rudern und Segeln so gut wie ich. Es kann dir nicht fehlen, und ihr habt euer bescheiden Brot bis ans Ende.“ — Der Alte hatte wahr gesprochen; Klaus erhielt die Stelle; und als die Trauerzeit vorüber war, nahm er seine Lisbeth zum Weibe, und beide lebten fortan ein zufriedenes, einfaches Leben in dem kleinen Fährhause am Puntendeiche. Mehr wünschten, mehr verlangten sie nicht. —

Die Hochzeit Jacobs mit der reichen Kaufmannstochter war mit Pracht und Glanz gefeiert worden. Die ganze ausgebreitete Verwandtschaft hatte Theil daran genommen, wie das so hergebrachte Sitte war; von Seiten des Bräutigams aber war niemand zugegen; das fiel keinem auf, man wußte ja, daß der junge Mann nicht einen einzigen Verwandten hatte, sondern ganz allein in der Welt stand. Daß ihm ein Bruder lebte und noch dazu in derselben Stadt, das ahnte niemand. — Klaus hatte es an dem festlichen Tage recht sauer; es war ein stürmischer Herbsttag, und er

Kam gar nicht aus dem Boot, so viel Leute hatte er überzusetzen, hinüber und herüber. „Das ist eine Pracht heut' auf der Obernstraße!“ sagte einer der Fährgäste zu einem andern, „sie flaggen, was das Zeug halten will.“ „Ja,“ meinte der andere, „der Schweers kann von Glück sagen; der setzt sich da in die Wolle hinein, daß ihm kaum die Ohren herausgucken; und er hat nicht das Geringste hinzugebracht.“ „Er soll ja ein Bauernsohn sein aus dem Stift Verden,“ nahm jener wieder das Wort, „und ist zuerst als Hausknecht bei dem jetzigen Schwiegervater eingetreten.“ „Ja, was das Glück aus einem Menschen machen kann!“ warf der andere ein. „Seid Ihr nicht auch aus dem Stift Verden?“ fragte plötzlich ein Fährgast den Fährmann. Dieser nickte bloß und machte sich dann mit seinen Rudern zu schaffen. „Kennt Ihr den jungen Mann?“ fragte jener weiter. „O ja, ich kenn' ihn wohl,“ entgegnete Klaus, während eine dunkle Gluth ihm ins Gesicht schoß. Er war froh, daß man in diesem Augenblick ans Ufer stieß, und die Fragen ein Ende hatten. — Als er wieder allein in seinem Boot stand und auf andere Fährgäste wartete, sagte er, nach der Stadt hinüberblickend: „Du hast wohl viel Reichthum und Glanz, aber tauschen möcht' ich nicht mit dir!“ —

3.

Herr Jacob Schweers war nun ein gemachter Mann. Herr Mathias Löning hatte den ganzen Handel in die

Hände seines Eidams gegeben und sich völlig zurückgezogen. Jacob konnte thun und lassen, was ihn gut dünkte, und der alte Herr ließ ihn gewähren. Er mußte es aber auch, daß in Jacob ein tüchtiger Kaufmann steckte, an dem viele sich ein Beispiel nehmen konnten, die so zu sagen, im Comptoir ihres Vaters groß geworden waren; und so konnte Herr Mathias ganz ruhig sein. Es schien auch, als wenn das Glück sich an Jacobs Fersen heftete; jede Speculation gelang und brachte ihm reichen Gewinn; kein Schiff, das er befrachtet, ging verloren; Wind und Woge geleiteten es sicher an den Ort seiner Bestimmung; — und so mehrte sich der Reichthum des jungen Handelsherrn von Jahr zu Jahr, und nicht minder sein Ansehen bei den Mitbürgern. Auch seine Familie war reicher geworden. Vier blühende Kinder, der schönen Mutter wie aus den Augen geschnitten, belebten die kurzen Feierstunden des vielbeschäftigten Vaters. Die ersten Jahre waren Jacob in einer steten Aufregung vergangen; die Neuheit des Ganzen, seine Stellung, als einer der ersten Kaufleute; die Aufmerksamkeit, die man ihm von allen Seiten bewies, die anspruchlose Liebe seiner Frau, die Kinder, — das alles hatte ihm kaum Zeit gelassen, zu sich selbst zu kommen; er war heiter, fleißig und anregend nach allen Seiten hin, und der Schwiegervater segnete die Stunde, wo Jacob die Schwelle des Löningschen Hauses überschritten hatte. Als aber Jacob an sein Glück, an

seine Stellung sich gewöhnt, da kamen auch die alten quälenden Gedanken wieder, und nun war's aus mit seinem Glück, das heißt, mit dem Glück seiner Seele. Der leidige Hochmuth ließ ihm keine Ruhe; das Verlangen nach Auszeichnung, nach Würden, vor denen seine Mitbürger sich bücken mußten, steigerte sich mit jedem Tage; und da er gleich früher, diese Gedanken tief in seiner Seele verbarg, so zehrte dieser ewige Kampf an seiner Gesundheit und untergrub seine Kräfte zusehends. Bleich und abgefallen wanderte er umher, und wenn er in seinem Comptoir angestrengt arbeitete, wie das so seine Gewohnheit war, dann färbten sich seine blassen Wangen mit einer krankhaften Röthe. Im Kreise seiner Familie versank er häufig in ein tiefes Nachsinnen, aus dem er erschrocken auffuhr, wenn man ihn anredete. Die Frau, welche ihren Gatten zärtlich liebte, trug viel geheime Sorge und Angst um ihn und forschte sanft und vorsichtig nach dem Grunde seines stillen, melancholischen Wesens; aber Jacob wich ihr stets aus, oder suchte sie freundlich zu beruhigen. „Ich fühle mich ganz wohl,“ sagte er dann oft, „nur etwas aufgeregt bin ich, das wird sich schon wieder verlieren; du mußt darum keine Angst tragen.“

Aber es verlor sich nicht. Der sonst so kräftige junge Mann schlich wie ein Gespenst umher, und die Leute sagten: „Na, dat is of ball en Kullen vull!“ \*) —

\*) „Nun, das ist bald eine Grube voll!“

Der Arzt, den man, gegen Jacobs Willen, zu Rathe gezogen, verschrieb und verschrieb, aber seine Mixturen schlugen nicht an; wie konnten sie's auch? Der Mann wußte ja weder den Grund, noch den Sitz der Krankheit.

In dieser für Jacob und seine Familie so trüben Zeit starb einer der Rathsherren der Stadt Bremen; und nach Brauch und Gesetz mußte nach wenigen Tagen ein anderer gewählt werden. „Warum könnte ich nicht gewählt werden?“ sagte Jacob heimlich zu sich selbst; „stehe ich nicht reich und geachtet da? Niemand kann mir etwas Böses nachsagen, niemand mich einer ungerechten Handlung zeihen!“ — Daß er die ungerechteste aller Handlungen an dem eigenen Bruder begangen, daran dachte er wohl nicht; oder sie erschien ihm nicht ungerecht, sondern nur durch die Verhältnisse geboten. Ein Mensch, der das Gewissen nicht anklopfen lassen will, hat ja stets eine Entschuldigung dessen, was er gethan, fix und fertig bei der Hand; aber er vergißt nur eins, daß eine Handlung, die einer Entschuldigung bedarf, eben keine ist, die man loben kann.

„Mich soll's doch wundern, wen sie heut' in den Rath wählen,“ sagte Herr Mathias zu seinem Schwiegersohn, als sie Mittags bei Tische saßen. Jacob antwortete nicht und blickte starr vor sich hin. Herr Mathias war schon an das stille, schweigsame Wesen seines Eidams gewöhnt; er seufzte leise. „Großpapa,“ flüsterte der kleine Heinrich dem alten Herrn zu, „Großpapa,

bitt' doch den Papa, daß er Rathsherr wird, da kann er gewiß alles rathen, und wär' viel vergnügter als jetzt." Herr Mathias gab dem Kleinen einen Wink, daß er schweigen und den Vater nicht stören solle. Bekümmert betrachtete der Alte den jungen Mann. Wie zusammengesunken saß er da, wie bleich waren seine Wangen, wie erloschen seine Augen! — Ach, Herrn Mathias wollte das Herz brechen bei der traurigen Erscheinung. — In diesem Augenblick ward es draußen auf dem Flur lebendig. Die Magd trat ein und meldete eine Gesandtschaft des hochweisen Raths. Jacob fuhr in die Höhe; ein brennendes Roth flog plötzlich über seine bleichen Wangen, seine Augen erhielten einen fieberhaften Glanz; er schwankte, er mußte sich an den Tisch halten, um nicht umzusinken. Die Abgesandten traten ein und begrüßten Jacob im Namen des hohen Raths als den neuerwählten Rathmann. Es flirrte Jacob vor den Augen, ihn schwindelte; es hätte nicht viel gefehlt, so wär' er ohnmächtig zu Boden gestürzt. Aber der Mann besaß Gewalt über seine schwache Natur; er faßte sich und hielt sich aufrecht. Mit festem Schritt trat er auf die Abgesandten zu und dankte mit bescheidenen Worten für das ihm bewiesene Vertrauen, und versprach, der ihm gewordenen Ehre würdig zu werden. Jacob schien plötzlich ein ganz anderer geworden zu sein. Eine unsagbar selige Empfindung durchströmte seine Seele und legte sich als heller

Freudenschein über sein Gesicht. Die zusammengefallene Gestalt richtete sich straff und kräftig in die Höhe, und das Auge gewann den Ausdruck des festen Willens, des stolzen Selbstbewußtseins. Frau und Schwiegervater sahen ihn befremdet an; sie mußten sich diese plötzliche Veränderung nicht zu erklären, und fürchteten, daß nach dieser heftigen, seltsamen Erregtheit eine um so gefährlichere Abspannung eintreten werde. Man schickte heimlich zum Arzt. Dieser kam wie zufällig. Er befragte den Kranken, er fühlte nach Puls und Herzschlag, — aber er fand nichts Sorgenregendes in der ganzen Erscheinung, und erklärte zuletzt mit weiser Miene und noch weiseren Worten, daß die Krisis überwunden, daß die Krankheit sich heute gebrochen, und nunmehr die völlige Genesung und Rückkehr aller Kräfte mit Sicherheit zu erwarten seien. Jetzt war alles beruhigt und überglücklich.

Am nächsten Tage wurde Jacob in sein neues Amt eingeführt, und ihm zugleich die Function eines Stadtrichters übertragen. So war denn nun sein Sehnen und Träumen eine Wahrheit geworden! Er stand da mit der höchsten Ehre bekleidet, die ein Bürger Bremens je erringen kann. Und hier wollen wir es nicht verschweigen, daß Jacob sich's mit einem heiligen Eide gelobte, stets treu und gerecht, ohne Ansehen der Person, sein Richteramt zu verwalten. — Er hatte lange nicht an seinen Bruder gedacht; jetzt dachte er an ihn, und er

fühlte den Wunsch, ihm etwas Liebes und Gutes zu erweisen; er wollte ihm einige hundert Thaler schenken, aber insgeheim; Klaus sollte es nicht wissen, von wem das Geld komme. Allein wo war sein Bruder? Er hatte ihn seit Jahren nicht gesehen, sich nicht um ihn gekümmert. War er fortgegangen von Bremen, um anderswo sein Glück zu suchen; oder lebte er in Armuth und Verborgenheit in irgend einem Winkel der Stadt? Er wußte es nicht, und konnte es auch nicht erfahren, denn auf welche Weise hätte er sich nach ihm erkundigen sollen? — Er war rathlos, und da er trotz alles Nachsinnens keinen Rath fand, obwohl er erst Rathsherr geworden, so suchte er sich zu beruhigen mit dem Gedanken an die Unmöglichkeit seines Vorhabens, und so ließ er die Sache laufen wie sie lief; das heißt, er that eben gar nichts darin.

Was Jacob mit einem heiligen Eide sich gelobt, sein Amt mit Gewissenhaftigkeit zu verwalten, das hielt er fest und treu. Es konnte niemand über ihn klagen, er schaute weder zur Rechten noch zur Linken, sondern ging den Weg der Gerechtigkeit. Er suchte eine Ehre darin, ohne Parteilichkeit seinen Richterspruch zu sprechen; keiner sollte jemals auftreten können und ihn eines andern zeihen. — Er hatte nun alles erreicht, wonach sein hochfahrender Sinn gestanden, Reichthum, Glanz, Stand und Ehren; er war glücklich, er war zufrieden, und diese Zufriedenheit wurde nicht einmal durch den

Gedanken an seinen Bruder gestört. Er hatte ihn fast ganz vergessen.

Da traf es sich, daß Jacob mit seiner Frau, bei einem Spaziergang in der Osterthorsvorstadt, zufällig in die Nähe der Fähre kam, und die Frau den Wunsch aussprach, einmal nach dem Werder sich übersetzen zu lassen. Jacob war sogleich bereit, ihrem Wunsche zu willfahren und betrat mit ihr das Boot, das so eben abgehen wollte. Die Fähr Gäste zogen höflich die Hüte ab vor dem Herrn Stadtrichter, er dankte leutselig. Da traf sein Blick den Fährmann; ein jäher Schrecken durchzuckte ihn, er erkannte seinen Bruder. Gern wär' er wieder zurückgegangen, aber das Boot stieß bereits vom Lande ab, er mußte bleiben. Einen Trost hatte er noch, der Fährmann schien ihn nicht zu kennen, denn er blickte ruhig und gleichgültig über die Fähr Gäste hin, und achtete dann auf Ruder und Wasser. Wer ihn aber genau beobachtet, der hätt' es wohl bemerkt, wie sein Auge verstohlen über Jacob hinstreifte und seine Lippen sich fest zusammenpreßten.

Während der Fahrt flüsterte die Frau dem Gatten zu: „Jacob, gib dem Mann ein reichlich Fähr geld; er sieht so sorgenvoll aus, und hat ein so gutes, ehrliches Gesicht.“ Die gute Frau ahnte nicht, daß sie in das Gesicht ihres Schwagers schaute. Jacob nickte und griff schon vorläufig in die Tasche, um das Geld zur Hand zu haben, denn es lag ihm daran, nur schnell aus dem

Boote fortzukommen. — Als das Schiff anlegte, sprang Jacob, den andern Fährgästen vorausseilend, rasch ans Ufer, reichte seiner Frau die Hand, und hielt dann mit abgewandtem Gesicht dem Fährmann ein Geldstück hin. Des Fährmanns Hand zuckte; nicht um alles in der Welt hätte er das Geld nehmen können! Er schüttelte heftig mit dem Kopf und sagte halblaut: „Behalt's nur, Bruder Jacob, ich kann dich schon einmal umsonst übersetzen.“ Damit drehte er ihm den Rücken zu und half den andern Fährgästen aus dem Boot zu steigen. Jacob war zum Tod' erschrocken; er hatte so sicher gehofft, daß Klaus ihn nicht erkannt, und nun! — Aber er nahm sich zusammen und machte ein ganz gleichmüthiges Gesicht. Seine Frau schaute ihn erstaunt an. „Was heißt das mit dem Schiffer?“ fragte sie, „er nannte dich Jacob und Bruder; bist du mit dem Manne verwandt?“ Jacob lachte gezwungen laut auf. „Ja gewiß,“ rief er lustig, „von Adams wegen, denk' ich.“ Dann tippte er mit dem Finger an seine Stirn und sagte leise: „Es ist hier mit dem Manne nicht ganz richtig; ich entsinne mich, davon gehört zu haben.“ „Und da läßt man ihn Fährmann sein? Da kann er ja ein Unglück anrichten;“ bemerkte die Frau. „Sein Werk auf dem Wasser soll er gut in Acht nehmen;“ warf Jacob leicht hin, „nur wenn er ans Land kommt, läuft manchmal etwas Ungehöriges darunter.“ „Aber er nannte dich Jacob, wie kann er das wissen?“ fragte die Frau

aufs neue; Jacob zuckte die Achseln. „Keiner Zufall!“ meinte er gleichgültig; „vielleicht auch hat er meinen Namen einmal gehört.“ — Die Frau beruhigte sich über den wunderlichen Vorfall und dachte bald nicht mehr daran; die Sache war vorbei. — Bei Jacob aber klopfte das Gewissen an. „Heute hast du deinen Bruder wirklich verleugnet!“ sprach eine ernste Stimme in ihm, „du hast ihn hinterrücks belogen!“ Eine andere Stimme aber erhob sich sofort und antwortete feck: „Du konntest nicht anders; warum nahm der Narr das schöne Geldstück nicht; warf dir den Bruder zu so ungelegener Zeit an den Kopf, und zwang dich zur Lüge? Und wenn wir's genau nehmen,“ sprach die Stimme weiter, „hast du denn nicht die Wahrheit gesagt? Ist er dir nicht wirklich verwandt von Adams wegen? Und ist's nicht auch richtig mit dem Unrichtigsein im Oberstübchen? Würde er das schöne blanke Geldstück verschmäh't haben, wenn er nur ein Fünfchen gesunden Menschenverstand in seinem Hirnkasten hätte?“ — Nun, solchen bündigen Auseinandersetzungen gegenüber, konnte der Herr Richter sich schon beruhigen.

Aber es war doch seltsam, wie aus einem halblaut hingeworfenen Worte so nach und nach ein wunderliches Gerede sich zusammensetzte. — So leise Klaus gesprochen, so hatte es doch einer der Fahrgäste gehört; und der theilte es den andern mit, und diese erzählten es hie und da, und von hie und da wurde es

wiederum in alle vier Winde geblasen; und es dauerte nicht lange, so hieß es in der ganzen Stadt: der arme Fährmann Klaus sei des reichen Stadtrichters leiblicher Bruder; und wie das bei solchen Dingen zu gehen pflegt, that ein jeder etwas hinzu, was ihm eben einfiel, und so kam es, daß man sich allerlei Ungeheuerlichkeiten erzählte, die sich zwischen beiden zugetragen haben sollten. Diese Gerüchte kamen auch, und wohl nicht so ganz zufällig, zu den Ohren des Herrn Mathias Löning, dem es damals manche verdacht hatten, sich einen Schwiegersohn, so zu sagen, von der Straße aufzulesen. Es traf sich nun prächtig, dem alten Herrn einmal einen Hieb zu geben, unter dem Allerweltsmantel der geheuchelten Theilnahme. Aber der Mann lachte über das alberne Gerede, hinterbrachte es lachend dem Schwiegersohn und meinte, es seien doch wunderliche Liebhabereien der Leute, so ungefüge Dinge auszudenken und sie alsdann für bare Münze auszugeben; denn es kam dem ehrenwerthen Manne nicht in den Sinn, daß auch nur so viel Wahres an dem Gerede sei, wie er Staub im Auge leiden konnte. Jacob lachte bei den Mittheilungen seines Schwiegervaters ebenfalls, und war ganz dessen Ansicht, daß die Sache sehr lächerlich, wenn auch etwas ärgerlich sei; man müsse sie indeß so laufen lassen, da man nichts darin thun könne. Jacob hatte gelacht, aber ihm war gar nicht lächerlich zu Sinne. Er verwünschte den Spaziergang nach dem Deiche, verwünschte

den Einfall seiner Frau, sich übersetzen zu lassen; aber alles Verwünschen machte das Gerede nicht stumm und die Sache nicht anders. Ein Trost war es für Jacob, daß das Gerücht noch nicht zu den Ohren seiner Frau gedrungen war, und er vermochte auch Herrn Mathias davon zu schweigen gegen sie, — ihre Fragen, ihre sanften, forschenden Blicke hätte er nicht ertragen können.

Klaus wußte nichts von dem ganzen Gerede; er, von dem einzig und allein der erste Anstoß ausgegangen war, erfuhr nichts davon, was man in der Stadt sich zuwisperte und zuflüsterte. Die Leute, die er Tag an Tag übersehte, waren Knechte und Mägde, die zum Melken nach dem Werder gingen und mit ihren vollen Eimern zurückkamen. Die wußten nicht einmal, wie Klaus mit dem Familiennamen hieß; und kümmerten sich auch gar nicht darum, wer Richter oder Rathsherr der Stadt war, sie hatten ja nichts weiter davon; mochte er aus Blexum oder Delmenhorst gebürtig sein, mochte er Hans, Peter, oder Paul heißen, — ihnen brachte es nichts ein, ihnen zwackte es nichts ab. — Andere Fahrgäste, etwa die, welche in der Stadt wohnten, gehörten zu den Seltenheiten; und so war es erklärlich, daß Klaus nichts von all dem wunderlichen Gerede hörte.

Seit dem letzten unvermutheten Zusammentreffen mit seinem vornehm gewordenen Bruder hatte Klaus doch manchmal an ihn gedacht; und die Zeit, wo sie als Kinder einträchtig zusammen gelebt, war ihm oft

wieder vor die Seele getreten; auch jener Abend, wo sie vom Paulikloster aus, die Stadt zuerst angeschaut, und auf dem Rasen ihr einfaches Mahl verzehrt hatten, stand ihm lebendig vor Augen. „Es ist ihm fast so ergangen, wie dem Bauern mit der Sau,“ dachte er dabei; „der ist freilich, wenn etwas Wahres an der Sache sein sollte, Knall und Fall, und ohne sein Zuthun, Rathsherr geworden; Jacob hat Jahre dazu gebraucht, bis er's erreicht. Aber so wie so — das Glück hat doch das Beste bei beiden thun müssen.“ — Wenn er so an alles dachte, da überkam ihn manchmal eine Art wehmüthigen Gefühls um Jacob; er konnte es gar nicht fassen, wie ein Bruder den andern so verleugnen und sich nicht um ihn kümmern mochte; wie so nahe Verwandte in einer und derselben Stadt lebten, und doch so eifrig fremd an einander vorübergangen, oder sich auch gar nicht sahen. Er war dem Bruder durchaus nicht feindlich gesonnen, er gönnte ihm sein Glück und seine Würden von ganzem Herzen; er wollte auch jetzt nichts mehr von ihm, seit er sein einfaches Brot sich verdiente, um die Seinen ehrlich ernähren zu können; aber daß Jacob ihn so schmähtlich verleugnete, daß er ruhig in Glanz und Ueberfluß leben mochte, während Klaus sich abmühte von früh bis spät, — das konnte er nimmer zusammenreimen in seinem Kopfe, und darüber kam er auch gar nicht hinweg. Als er seinem Weibe die Begegnung mit Jacob erzählte, und wie dieser ihm ein

großes Geldstück habe reichen wollen, während er sich abgewandt, sagte Lisbeth: „Hast recht gethan, das Geld nicht zu nehmen, und ihm einmal ein klares Wort hinzuzwerfen, woran er zu fäuen hat. — Uebrigens möcht' ich nicht tauschen mit ihm in deiner Stelle. Du hast's schwer, Tag aus, Tag ein. Du mußt hinaus bei Regen und Sturm; und oft, wenn du dich ein wenig hingestreckt, um auszuruhen, da schreit's vom Werder: „Hal-awer!“\*) und da mußt du auf, und dich ins Boot werfen, um den Rufer herüber zu holen. Ich weiß, es geht nicht anders, wenn du was verdienen willst. Aber kommst du ins Haus, dann findest du auch frohe Gesichter und eine gesunde Kost, bei der du dir den Magen nicht verdirbst; du hörst kein Zanken und Schelten, nur lustig Geplauder und allerhand gespaßige Sachen. Es fragt sich, ob dein Bruder so vergnügt und zufrieden ist, wie wir's sind; Gold und Ehre thun's allein auch nicht.“ — Und das konnte Klaus nur bestätigen. Wenn er in seinem Boot auf dem Wasser sich treiben ließ, und der Wind in den Weiden am Ufer raschelte, und lange dunkle Furchen über den Strom zog; wenn bei Sonnenuntergang die Fluth wie lauter blankes, flüssiges Gold aussah, und die Stadt in der Ferne wie mit vergoldeten Dächern und Kirchthürmen herüberschaute; wenn er nichts hörte, als das Klatschen und Blätschern des Wassers, und das „Krauw, krauw!“ der

\*) „Hole herüber!“

Rohrdommel, und das Schwirren der Vögel, die zu Nester eilten; — dann dacht' er oft, wie's doch so herrlich und schön in der Welt sei, und wie das alles gar kein Geld koste, sondern jeder es umsonst haben könne, wenn er's nur haben wolle. — Und wenn ihm Abends die Kinder entgegen sprangen, eins noch lustiger, als das andere; eins noch diensteifriger, als das andere, um des Vaters Geräth zu tragen, und sich so dicht als möglich an ihn zu drängen; da richtete er sich oft stolz und straff empor, schaute nach der Stadt hinüber und dachte: „Bist du auch so glücklich in deinem Reichthum, wie ich in meiner Armuth?“ —

## 4.

Ein wunderlicher Zwischenfall störte das Glück unsers zufriedenen Mannes. — Ein Melkerknecht hatte aus purem Uebermuth unserm Klaus eine nagelneue Ruderstange zerbrochen, und dieser, ärgerlich darüber, gab dem Burschen einen derben Verweis. Der aber, ein frecher, massiver Gesell, wollte sich das nicht gefallen lassen, gab ungefüge Gegenrede, und so geriethen beide hart an einander. Das Ende vom Liede war, daß Klaus von dem Zerstörer die Ersetzung der Ruderstange verlangte; eine Forderung, die er keineswegs gestellt, wenn der andere sich nicht wie ein unverschämter Grobian gebehret hätte. Murrend und fluchend warf dieser dem Fährmann das Geld vor die Füße und ging davon. Aber er wollte dem Klaus schon etwas einbrocken; und

deßhalb stachelte er nun alle Melker und Melkerinnen auf, dem Fährmann nicht länger so hohes Fährgeld zu geben; indem er behauptete, das sei von den Bauern nur dem verstorbenen bewilligt, finde aber auf Klaus gar keine Anwendung. — Solche Einflüsterungen und Hekereien verfehlen selten ihre Wirkung, und wo es sich darum handelt, dem andern etwas abzuknappen und sich selbst zuzuschützen, da sind die Menschen immer schnell bei der Hand und gar willfährig. So ging es auch hier. — In den nächsten Tagen erklärte man unserm Klaus kurz und bündig, daß man nicht gesonnen sei, das hohe Fährgeld bestehen zu lassen; die Hälfte sei genug, und mehr könne er nicht verlangen. Klaus traute seinen Ohren kaum bei dieser unbilligen Zumuthung. Er wollte und konnte sich nicht fügen, denn von der Hälfte seines bisherigen Verdienstes Frau und Kinder zu ernähren, war eine Unmöglichkeit. Es wurde hin- und hergeredet, hin- und hergestritten, aber man kam nichts weiter; auf beiden Seiten blieb man auf seinem Stück, und der endliche Schluß war, daß man die Sache gerichtlich abmachen wolle.

Die Melker gingen zum Stadtrichter und setzten ihm aus einander, wie die Sachen ständen; daß sie nicht nöthig hätten, dem jetzigen Fährmann dasselbe zu zahlen, was sie dem verstorbenen bewilligt, und wie sie nun um des Richters Spruch bäten, das Fährgeld auf die Hälfte herabzusetzen. — Dem Richter war die Sache peinlich; er fürchtete das Zusammentreffen mit dem Bruder, aber

er konnte sich der Verhandlung nicht entziehen. Er hieß die Melker andern Tages wiederkommen, um den Spruch zu vernehmen; er müsse den Fall von beiden Seiten prüfen. Die Melker gingen. — Jacob sann hin und her, wie er die Sache ablehnen und einen seiner Collegen damit betrauen könne; aber das war schwierig und mußte nothwendig zu Erörterungen führen, die ihm unlieb waren. Als er noch darüber nachdachte und zu keinem Entschlusse kommen konnte, trat Klaus ein. — Der Mann sah recht gedrückt und sorgenvoll aus. O, dieser Gang war ihm schwer geworden, schwer wie noch keiner im Leben! Er hatte gemeint, dem Bruder nie wieder zu begegnen, es konnte ja zu nichts Gutem führen, und nun mußte er doch noch einmal über die Schwelle des prächtigen Hauses schreiten! Ja, der Gang war ihm sauer geworden; aber er hatte Frau und Kinder, er mußte für sie sorgen, und sein gutes Recht suchen, damit sie nicht in Armuth untergingen. Das hatte ihm Muth gegeben, und so war er gegangen, und stand nun dem Bruder gegenüber.

„Jacob“, sagte er mit bebender Stimme; — bei dem Worte Jacob fuhr der Richter fast zornig in die Höhe; er war daran gewöhnt, sich „Herr Richter“ nennen zu hören; die vertrauliche Anrede beleidigte ihn, — aber er bezwang sich und sagte nichts. „Jacob“, begann Klaus von neuem, „ich komme nicht, um dich zu bitten, zu meinen Gunsten zu entscheiden, wo du es nicht könntest;

— hier sind die Beweise meines Rechts, du kannst nicht anders, du mußt sie anerkennen.“ Jacob nahm das Papier, das die Vereinbarung enthielt; augenscheinlich galt diese auch für die Nachfolger des Verstorbenen; und dem Richter war's klar, daß die Melder mit vollem Unrecht Herabsetzung des Fährgeldes beanspruchten. Aber Jacob dachte an das Gerede der Leute; er fürchtete, wenn er den Spruch zu Gunsten des Bruders fällte, würde man darin eine Bestätigung des Gerüchts erblicken, daß Klaus wirklich sein Bruder sei. Das durfte nun und nimmer geschehen; er mußte den Leuten beweisen, daß an der ganzen Geschichte kein Pünktchen von Wahrheit sei. — Diese Gedanken gingen ihm im Kopfe herum, während er auf das Papier starrte und es aufmerksam zu prüfen schien. — Das Document war ganz in Form Rechtens abgefaßt; nur der Name des Beamten, der es unterzeichnet hatte, war durch einen Zufall etwas verwischt; der Beamte war längst todt, und dies nahm Jacob als willkommene Handhabe, den Spruch zu Ungunsten seines Bruders zu fällen.

„Das Papier ist nicht in Ordnung,“ begann er in strengem Amtston, aber seine Lippen zuckten, und das Blatt zitterte in seiner Hand. „Das Papier ist nicht in Ordnung; die Unterschrift des Beamten ist verwischt, und das ist ein Fall, der das Ganze null und nichtig macht! Der Beamte ist todt, er kann keine Erklärung mehr ablegen, ob er die Schrift wirklich unter-

schrieben, oder ob sein Name mißbraucht ist. Das strenge Recht muß seinen Gang gehen; und Kraft meines Amtes als Richter, erkläre ich die Forderung der Kläger als begründet, und setze demnach das Fährgeld auf die Hälfte herab!"

Der helle Schweiß war dem Manne, während er sprach, auf die Stirn getreten, und eine seltsame gelbweiße Farbe bedeckte sein Gesicht. Es war ihm schwer geworden, dies ungerechte Erkenntniß; aber er hatte es für eine Nothwendigkeit gehalten. Nun war es heraus und nun war's vorbei! — Doch nein, vorbei war es nicht.

Klaus starrte den Bruder sprachlos an. Er glaubte nicht recht gehört zu haben; es konnte ja nicht sein! Aber Jacob zerriß das Papier von oben bis unten, warf es zur Seite und sagte: „Das Papier ist null und nichtig, die Melker sind in vollem Recht!“ — Jetzt begriff Klaus, daß er nicht falsch gehört; begriff, daß sein Bruder einen ungerechten Spruch gefällt habe. Er blickte Jacob wild an, er erhob die geballte Hand und trat dicht an ihn heran. Jacob wich entsetzt zurück; ihm wars, als werde die Faust seines Bruders ihn gleich an der Kehle packen. Da kam dem gekränkten Manne die Besinnung wieder; er ließ die Hände sinken, trat zurück und sagte in einem seltsam klingenden Tone: „Dein ungerechter Spruch wird dich vor Gott verklagen; selbst im Grabe wird er dich nicht ruhen lassen!“ — Klaus verließ mit wankenden Knien das Zimmer.

Jacob starrte ihm mit weitaufgerissenen Augen nach. Es packte ihn plötzlich mit Fieberfrost und Fieberhitze. Es ging ihm im Kopfe wie hundert Kirchenglocken, wie das Brausen des Sturms, wie das Brüllen empörter Wassermoggen. Er stieß einen gellenden Schrei aus und brach ohnmächtig zusammen. —

Trauer und Jammer waren Gäste geworden im Hause Jacobs. Der stolze, mit Ehren und Würden bekleidete Mann lag im heftigsten Fieber, und in den wilden Phantasien, die ihn schüttelten und rüttelten mit unsichtbarer Riesensaust, kehrte er sein ganzes Leben zu Tage; und sein armes schönes Weib hörte nun die schwersten Selbstanklagen aus seinem eigenen Munde. Ach, sie war untröstlich über sein Leid, und unsagbar unglücklich über sein ganzes Leben, das nur eine Kette von falschem Schein gewesen war! Aber sie konnte ihn doch nicht hassen; er war ihr stets ein treuer, freundlicher Gatte, und ihren Kindern ein guter Vater gewesen; — sie konnte ihn nur beklagen, bemitleiden, und grenzenlos traurig sein. Jacob brachte Wochen lang in Raserei hin; das Licht des Verstandes erlosch gänzlich, und unter Verwünschungen und Gewissensqualen gab er endlich seinen Geist auf.

Die gebeugte Wittwe ließ ihn in aller Stille bestatten. Die unbewußte, oder vielleicht bewußte Leichte des Kranken war auch zu den Ohren des Hausgeindes gedrungen, und durch dieses in die weitere Oeffentlich-

feit; und wer am Hause des einst so geehrten Richters vorüberging, machte heimlich, oder sichtbar das Zeichen des Kreuzes, als wollte er sich vor dem bösen Bann des Hauses schützen. Frau Sophie konnte leicht denken, daß man, unter solchen Umständen, der Leiche ihres Mannes kein ehrenvolles Geleite gab, und deßhalb ließ sie dieselbe in der tiefsten Stille dem Schoß der Erde übergeben. — Sie bestimmte, daß die Geistlichen in allen Kirchen der Stadt für die ruhelose, arme Seele beten sollten, was sie mit hohen Summen ins Werk richtete; denn außer dem Leben und einem guten Gewissen, ist so ziemlich alles, auch das Gebet, zu kaufen. In der Stadt mochte die Frau nicht bleiben; ihr schönes, prächtiges Haus erschien ihr wie ein großer Sarg, sie konnte keine Luft darin finden; ihre Brust war ihr dort wie zugeschnürt, und ihr Herz wie mit einem schweren Stein belastet. Sie verkaufte deßhalb das schöne Gebäude für einen geringen Preis, und schickte sich alsdann an, mit dem alten Vater und den Kindern die Stadt so bald als möglich zu verlassen, um in der Fremde ein unbekanntes, eingezogenes Leben zu führen. — Aber einen Gang hatte sie noch zu thun, eine Pflicht zu erfüllen; das war, den Bruder ihres Mannes aufzusuchen, und gut zu machen, was in ihren Kräften stand.

Tief verschleiert und in dunkle Trauergewänder eingehüllt, schlich sie in der Abenddämmerung zum Osthore hinaus, nach dem Puntendeiche, wo das Haus des

Fährmanns stand. Sie traf Klaus und Lisbeth allein im Stübchen; die Kinder spielten draußen, und hatten im Eifer des Spiels die fremde Dame nicht gesehen; sonst würden sie wohl, neugierig wie alle Kinder, als unvermeidliche Arrièregarde hinterd'rein gelaufen sein. — Klaus erkannte die vornehme Schwägerin sogleich wieder; ihre sanften, schönen Züge hatte er noch von damals in der Erinnerung, als er sie mit dem Bruder nach dem Werder übersezte. Sie machte keine langen Umschweife, sondern sagte, nachdem sie beide begrüßt, wie sie erst seit kurzem erfahren habe, daß sie Verwandte seien; und wie sie es beklage, daß Jacob ihr nicht früher alles mitgetheilt; es wäre alsdann wohl vieles anders und besser geworden. Sie wolle aber gut machen, was sie könne, und Klaus möge nur sagen, was er begehre; wenn ihm ein Haus mit einem Garten recht sei, so solle es ihm werden, denn an Mitteln fehle es ihr nicht. Klaus aber lehnte das ab, und meinte, wenn nur der ungerechte Spruch seines armen Bruders in einen gerechten umgewandelt würde, damit ihm das früher bestimmte Fährgeld bliebe, dann sei er zufrieden und mehr verlange er nicht; er sei jetzt an das Fährmannsleben gewöhnt, und tauge nicht mehr dazu, etwas Neues anzufangen. — Die Wittwe bedachte sich eine Weile, dann sagte sie: „Gut, dafür kann ich schon sorgen. Das unglückliche zerrissene Papier habe ich gefunden und aufgehoben. Ich werde es dem neuen Stadtrichter

zustellen, und das Weitere mögt Ihr getrost erwarten. Aber damit allein dürft Ihr mich nicht fortschicken. Euer Bruder war mein, vor Gott und den Menschen, mir angetrauter Ehegatte, ich hab' ihn lieb und werth gehalten; deßhalb muß ich sühnen, was er Uebles gethan an Euch, wenn auch nur in etwas; darum kann ich nicht so fortgehen. Habt Ihr denn keine Kinder, Bruder?" — Ach, wie that dem armen Klaus dies Wort so wohl aus schönem Munde! — „Bruder!“ — Ihm war's, als hätten die Engel es vom bestirnten Himmel herabgesungen. Er war in so stillen, sanften Gedanken verloren, daß er gar nicht daran dachte, zu antworten, sondern wie verückt in die thränenfeuchten Augen der vornehmen Frau starrte. — Lisbeth gab statt seiner die Antwort, indem sie der Fremden erzählte, daß sie sechs gesunde Kinder hätten, zwei Mädchen und vier Jungen; der älteste Junge sei schon zwölf und der jüngste drei Jahr' alt; jener heiße Klaus, dieser aber nach dem Großvater und dem fremden Onkel, Jacob. Es sei damals, bei der Taufe so ein wunderbar weichmüthiges Wesen über ihren Mann gekommen, und da hab' er den Namen bestimmt. Die Wittwe seufzte schwer auf; dann gab sie der Frau die Hand und sagte: „Nun denn, wenn Ihr nichts für Euch wollt, so nehmt es für Eure Kinder; laßt sie gut unterrichten, und erzieht sie zu rechtschaffenen und wahrhaftigen Menschen, die allen Schein meiden; dann wird der Segen Gottes und die Achtung der Menschen

mit ihnen sein!“ — „Amen!“ sagte Klaus, als wär' er in der Kirche, und hätte eben eine schöne, eindringliche Predigt gehört. — Frau Sophie legte eine schwere Goldrolle auf den Tisch, reichte beiden die Hände und sagte ihnen ein Lebewohl. — Als sie in der Dunkelheit fortging, begleitete Klaus sie bis an das Osterthor; denn draußen war's für den Unbekannten schwer, sich zurechtzufinden. Sie drückte ihm beim Abschiede noch einmal die Hand und bat ihn, des Bruders nicht in Haß zu gedenken. Das versprach er ihr mit Hand und Mund, und so schieden sie von einander.

Nach einigen Monden wurde das Haus Jacobs von dem Käufer bezogen. Dieser hatte alles noch prächtiger herstellen und manche kostspielige Veränderung darin einrichten lassen, so daß es ein lautes Gerede in der Stadt gab von all der Kostbarkeit und Pracht darin. Aber seltsam, der neue Bewohner hatte es nur wenige Wochen innegehabt, da gab es ein Gemunkel und Gewisper und Geflüster, daß es in dem schönen Hause gar nicht zum Aushalten sei; denn der Geist des verstorbenen Richters gehe darin um, und störe und erschrecke Herrschaft und Gefinde. — Trat der Hausherr, oder die Hausfrau ins Wohn-, oder ins Gesellschaftszimmer, so saß oft der Verstorbene in die Ecke des Sopha's gedrückt, oder er stand am Fenster und schaute hinaus auf die Straße; und wenn die Eintretenden laut aufschrien vor Entsetzen, dann sah er sie mit dem todtenfahlen Gesichte ganz

traurig an, daß es ihnen durch Mark und Bein ging. So stand, oder saß die Gestalt eine Weile, dann wogte es wie ein leichter Nebel im Zimmer, und die Erscheinung war verschwunden. War der Hausherr Abends im Comptoir beschäftigt, eifrig schreibend, rechnend, oder lesend, — da seufzte es schwer auf in seiner Nähe, und wenn er erschrocken umschaute, so stand Jacob hinter ihm und sah ihn so schwermüthig an, wie ein Todtkranker. Der Hausherr hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als aus dem Zimmer zu stürzen, um dem ruhelosen Geist zu entfliehen; aber es währte stets eine geraume Zeit nach einer solchen Erscheinung, bis er den heftigen Schrecken überwinden konnte. — Kam die Köchin in den Keller, um dies oder jenes heraufzuholen, so polterte und klinkerte es bei den Weinflaschen, und wenn sie hinsah, so nahm der verstorbene Richter eine Flasche nach der andern und hielt sie gegen das Licht, als sei er dazu beordert; schreiend flog die Köchin die Treppe hinan, und keine Macht der Welt konnte sie in dem Hause festhalten. Sie kündigte sofort ihren Dienst auf, und sagte der Herrschaft, daß sie sich wohl bei lebenden Menschen vermiethet habe, aber nicht bei gestorbenen. Ging der Kutscher in den Stall, um nach den Pferden zu sehen, so stand der traurige Gast an der Krippe, und warf den Thieren Futter auf, oder streichelte den Apfelschimmel, den er früher selbst geritten, und den der jetzige Hausherr von der Wittwe Jacobs gekauft hatte. Und so

war kein Ort im Hause sicher vor dem umgehenden Geiste, und es gab ein ewiges Fürchten und Entsetzen in den unglücklichen vier Mauern.

Da kam eines Tages ein grundgelehrter Mönch zu dem Hausherrn; der schloß sich Stunden lang mit diesem ein, und die beiden hielten eine leise, aber eifrige Zwiesprache mit einander. Der Mönch, hieß es, war lange Zeit in einem Kloster im Orient gewesen, hatte das heilige Grab besucht, und in vielen alten gelehrten und tiefsinnigen Schriften gelesen und geforscht. Er verstand gar viel von übernatürlichen Dingen, die ein gewöhnlicher Menscheninn nicht begreift, und besaß daher auch die Macht, die ruhelosen Geister zu bannen. Dieser Mann schritt nun mitten in der Nacht durch alle Räume des Hauses, murmelte seltsame, fremd klingende Worte, und machte noch seltsamere Zeichen dazu. Das trieb er viele Nächte lang, und wenn er Morgens vor dem Hausherrn erschien, sah er ganz blaß und erschöpft aus; und die Leute sagten dann, er habe sich mit dem bösen Geiste so abgekämpft, der wolle sich nicht bannen lassen und keinen Meister über sich erkennen. — Eines Tages aber ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: der Geist habe seinen Meister gefunden und sei gebannt. Und das hatte wohl seine Richtigkeit; denn in der nächsten Nacht, so erzählte man sich's überall, — brachte der Mönch den Widerstrebenden in eine festverschlossene Kutsche mit vier schwarzen Rossen bespannt, stellte sich auf den Kutschenschlag und verwandte keinen

Blick von dem Geiste darinnen, damit dieser gebannt bleibe. So ging es vorwärts durch die dunkle Nacht. In der Nähe des Rathhauses ließ sich ein lauter Ruf aus der Kutsche vernehmen, der klang ganz deutlich: „Wehe dem ungerichten Richter!“ Und wie im Sturmwind rasselte nun der schwarze Wagen über Stock und Stein, aus dem Osthore hinaus, das von selbst aufsprang, und klirrend wieder ins Schloß fiel. Und immer weiter ging die seltsame, unheimliche Fahrt, bis in die sogenannte Pauliner Wisch. — Hier zog der Mönch einen weiten Kreis, machte wunderliche Zeichen und murmelte fremde Worte; streckte dann die Rechte gegen die Kutsche aus und beschrieb das Zeichen des heiligen Kreuzes. Mit einem furchtbaren Knall sprang die Wagenthür auf, und ein dumpfes Heulen und Wehklagen erfüllten die Luft. Die Kutscher, welche die Pferde lenkten, hörten das alles wohl, aber den gebannten Geist sahen sie nicht in der Dunkelheit. Gegen Morgen fuhr die Kutsche wieder in die Stadt; die Kappen prusteten noch wild und schüttelten sich von der schweren Anstrengung; die Kutscher sahen bleich aus, wie der Tod; aber der Mönch ging ruhig neben dem Wagen her, und seine Stirn war hell und seine Lippen waren fest und selbstbewußt auf einander geschlossen, als wollte er sagen: „Den hätten wir!“ — Von diesem Tage an war alles wieder ruhig in dem Hause Jacobs; die Bewohner desselben konnten ungehindert in alle Gemächer treten, ohne daß sie zu fürchten

brauchten, der traurige Gast starre ihnen aus jedem Winkel entgegen; und die guten Bürger der Stadt gingen nun, wie vor Jahren, an dem Hause des Richters vorüber, ohne ein Kreuz zu schlagen.

Die schöne Wittwe Jacobs hatte Wort gehalten. Das zerrissene Document war dem neuen Richter eingehändigt, und von demselben, als zu vollem Rechte bestehend, erklärt und bestätigt worden; da der etwas verwischte Name des Beamten durchaus kein Grund zur Antastung sei. In Folge dessen ging den aufseßigen Melkern die kurze Weisung zu, nach wie vor, das einmal bestimmte Fährgeld zu zahlen und dem Fährmann keinerlei Widersetzlichkeiten zu bereiten, was ein gerechtes Gericht werde zu ahnden wissen. — So war denn aus der bösen Saat, die für Klaus gesäet worden, die Frucht eines dauernden Glücks hervorgewachsen, und der gute Fährmann konnte für sich und die Seinen ruhig in die Zukunft schauen.

## 5.

Wir könnten hiemit füglich schließen, denn alles hat seine Erledigung gefunden. Allein die Sage will durchaus nicht von dem gebannten Geiste lassen, dem sie seinen Platz in der niedern Wisch angewiesen, wo er mit einem Siebe das Wasser aus einem weiten Sumpfe schöpfen und alle Grashalmen auf dem unermesslichen Raume zählen soll; nur erst, wenn das geschehen, wird Gott, der Herr, ihm die Ruhe im Grabe schenken. — Nun,

da möchte der arme Geist schöpfen und zählen bis zum jüngsten Tage, er hätte doch nicht ausgeschöpft und ausgezählt, und mit der Ruhe im Grabe dürfte es gute Wege haben.

Die Melker und Melkerinnen, wenn sie durch die Wisch gingen, sahen oft um die Abendzeit, oft auch am hellen Tage den Geist dort sein wunderbar Wesen treiben, wie er das Gras zählte und nie zu Ende kam, und das Wasser ausschöpfte, das flugs wieder durchs Sieb lief. Sie machten weite Umwege, wenn sie den unheimlichen Gast aus der Ferne erblickten, und wer es nicht nöthig hatte, der vermied den verrufenen Ort. — Eines Tages aber hieß es plötzlich: der Geist sei fort aus der Wisch, obgleich das Gras noch nicht gezählt und der Sumpf noch nicht ausgeschöpft; der Geist sei fort, es erblicke ihn niemand mehr, und das Wimmern und Wehklagen, das man so oft vernommen, sei völlig verstummt. Und die Leute athmeten hoch auf, und dankten ihrem Schöpfer, daß sie nun ruhig und ohne Entsetzen über die Wisch gehen konnten, und nicht zu fürchten brauchten, daß hier, oder dort, der unheimliche Gesell plötzlich auftauche und seine traurige, nutzlose Arbeit trieb. — Wie er übrigens fortgekommen, das wußte natürlich niemand; das weiß auch die Sage nicht, — daß er aber fort war, das betheuert alle, und die Sage bestätigt es. — Wo war denn nun der Geist geblieben? Die Sage giebt uns hier Auskunft.

Es war an einem schönen Sommerabend, als Klaus Minder mann, Sagen der alten Brema. I.

müde und abgESPannt von des Tages Last und Hitze zu Hause kam, wo Frau Lisbeth, wie gewöhnlich, das Abendbrot bereit hielt. Aber Klaus schien heute keinen Appetit zu haben; er ließ das Essen unberührt stehen und blickte still und nachdenkEND vor sich hin. „Fehlt dir etwas?“ fragte seine Frau besorgt, „oder thut's die Hitze, die dir den Appetit verdirbt?“ „Das wohl nicht,“ erwiderte der Mann etwas zögernd, „siehe, ich kann's doch nicht bei mir behalten, es würd' mir sonst das Herz abdrücken. Mir ist gar Wunderliches heut' passirt, und das läßt mich nicht essen.“ Die Frau sah ihn fragend an, jener fuhr fort: „Als ich gegen sieben Uhr mit dem vollen Boot nach dem Werder rudern wollte, hatte ich die Leute nicht einzeln einsteigen sehen; ich schnitzte noch etwas an meinem neuen Ruder, und mußte mich erst rufen lassen. Da, während der Fahrt, bemerkte ich einen Mann unter den FäHrgästen, den ich nicht kannte; das konnte mich nicht kümmern, denn ich kenne viele nicht, die ich übersehe. Aber es war so seltsam, daß der Mann den Hut ganz über die Augen gezogen hatte, so daß man kaum die Nasenspitze sah; auch fiel mir's auf, wie alle FäHrgäste nach und nach von ihm fortrückten, so daß er ganz allein da saß. Uebrigens kümmerte mich auch das nicht weiter. Als ich aber am Werder anlegte und mein FäHrgeld in Empfang nahm, fuhr der Fremde wie ein Sturmwind an allen vorüber, und als er aus dem Boot sprang, sagte

er mit einer dumpfen, heisern Stimme: „Kannst den Bruder schon umsonst übersetzen.“ Und nun war's, als wenn ein Wirbelwind ihn faßte, er drehte sich im Kreise herum und fuhr vor meinen Augen in die Erde hinein. Sieh, Lisbeth, nun wußt' ich, wer der Fremde war; mein armer Bruder, der keine Ruhe finden kann im Grabe, und umgehen muß auf Erden, vielleicht bis zum jüngsten Tage.“ „Gräm' dich nicht zu sehr darum,“ bat Lisbeth, „es ist freilich schrecklich; aber wir tragen ja keine Schuld daran, und ändern können wir's auch nicht. Sieh, ich denk', der liebe Gott ist barmherzig; er wird der armen Seele wohl ihr Ziel gesteckt haben. Wir aber wollen jeden Abend für ihre Ruhe beten.“ Klaus nickte beistimmend, dann sagte er bekräftigend: „Ja, Lisbeth, das wollen wir, und auch die Kinder sollen für ihren armen Ohm beten.“ „Eins jedoch mußt du mir zu Liebe thun,“ begann die Frau aufs neue. „Und was denn?“ fragte der Mann. „Thu' die Augen auf und schau' deine Fährgäste scharf an, wenn du sie vom Werder auf hier bringst;“ sprach Lisbeth weiter, „und wenn der dazwischen, den du jetzt kennen wirst, so heiß' alle Leute wieder aussteigen, mach' dreimal das Kreuzzeichen über das leere Boot, — da bleibt der zurück, der den Bann gebrochen. So hat mir's mein Vater gesagt, und du weißt, der verstand sich auf solche Dinge. Und dann noch eins: wenn die Melker heim sind, — und später als um acht Uhr, geht keiner zurück — und es ruft

vom Werder: „Hal—amer!“ so rühr' dich nicht vom Fleck, denn der ruhelose Geist könnt' dich auf diese Weise überlisten und du brächtest ihn in deiner Arglosigkeit wieder auf hier. Ist er einmal drüben, so mag er dort bleiben, und unsere Ruhe hier nicht ferner stören. Das Weitere wollen wir dem anheimstellen, der alles lenkt und einrichtet.“

Wie Lisbeth ihm gerathen, so that Klaus in der Folge. Fand er den unheimlichen Fremden im Boote, wenn er vom Werder zurückfahren wollte, so hieß er alle hinaustreten, machte dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes über das leere Schiff, und der Fremde, der zurückblieb, verschwand vor seinen Augen wie ein leichter Nebel, in den der Wind hineinbläst. — Und wenn des Abends, vorzüglich bei stürmischem Wetter, der heisere Ruf vom Werder erklang: „Hal—amer!“ — da rührte Klaus kein Ruder mehr an, band sein Boot um so fester an den Pflock, und ließ den unheimlichen Ruf so lange über die Wogen dringen, bis er von selbst verstummte. — Viele Jahre nach Klaus' und Lisbeths Tode, als die Fährte längst in fremde Hände übergegangen war, hörte man noch oft das heisere: „Hal—amer!“ besonders an Sturmabenden, in Sturmnächten; aber der verständige Fährmann rührte sich nicht von der Stelle, sagte geheimnißvoll zu den Seinen: „De Hal—amer roppt all wedder!“\*) und sprach alsdann ein leises Gebet für die arme Seele.

\*) „Der Hol—über oder Hol—herüber ruft schon wieder!“

Fleck  
über=  
wieder  
leiben,  
Weitere  
richtet.“  
n der  
Boote,  
ieß er  
s hei=  
emde,  
ie ein  
wenn  
heifere  
rührte  
fester  
lange  
te. —  
s die  
e man  
turm=  
mann  
oll zu  
und  
eele.  
eder!“

5.

Gerd Geeloge.



1000

## Gerd Geeloge.

Es ist nun schon viele Jahre her, als an einem Sonntagmorgen ein schmuckes junges Paar die Domkirche zu Bremen verließ, und den Weg nach der Marterburg einschlug, einer schmalen, abschüssigen Gasse, die von der Ofterthorstraße nach der Holzpforte führt. Die beiden jungen Leute gehörten den niederen Ständen an, das sah man an dem Stoff und Schnitt ihrer Kleider, wie an dem ganzen, etwas befangenen Auftreten. Um die frischen rothen Wangen aber und um die klaren, glänzenden Augen hätte sie wohl mancher beneidet, der Sitz und Stimme in den vornehmen Kreisen hatte. — „Nun, was meinst du denn, Marthe,“ flüsterte der junge Mann ganz leise, damit es bei Leibe keiner der Vorübergehenden hören möchte, „sollte dein Vater heute wohl in guter Laune sein, daß ich meinen Antrag machen könnte?“ Das Mädchen blickte scheu um sich, ob man sie auch belauschte, dann antwortete sie noch leiser als jener: „Ich weiß nicht, Andres, was dem Vater seit einigen Tagen im Kopf umgeht; wenn ich von dir aufnehme, wird er verdrießlich, und wenn ich mit der Tante davon rede, daß du nun dein eigen Werk treiben könntest, und wie schön

es doch sei, so für sich zu arbeiten, und nicht immer den Gesellen zu spielen, dann heißt er mich schweigen, oder meint, ich könne etwas Besseres reden.“ „Das ist so seine Weise;“ warf der junge Mann leicht hin, „er war nie sehr freundlich gegen mich; wie er das gegen keinen ist, selbst gegen dich nicht, Marthe; aber er weiß doch, daß ich ein rechtschaffener Mensch bin, und daß mein Handwerk uns beide ernähren kann. Was sollte ihm denn im Kopf umgehen, das ihn besonders feindlich gegen mich stimmte?“ „Ja sieh, Andres, das weiß ich nicht, und bring's auch nicht heraus;“ sagte das Mädchen bedrückt. „Ei was, du siehst Gespenster bei hellem Tage!“ lachte jener, „ich will's d'rauf wagen; wir sind ja einig, die Tante ist's mit uns, und das Uebrige soll sich schon fügen. — Daß du's nur weißt, nach Tische komm' ich, wenn dein Vater sein Schläfchen gehalten hat.“ — Marthe antwortete nicht, denn sie waren jetzt bei ihrem Häuschen angelangt, und das Mädchen sah, wie der Vater zum Fenster hinausschaute und ein ganz bitterböses Gesicht machte. — Flüchtig grüßte sie den jungen Mann und eilte ins Haus.

„Was hattest du wieder so angelegentlich mit dem Schmied zu schwätzen?“ fragte der Vater, als das Mädchen ins Zimmer trat. „Ich bin mit ihm aus der Kirche gekommen,“ sagte Marthe kaum hörbar, denn um alles in der Welt hätte sie keine Unwahrheit gesagt. „So, und was weiter?“ herrschte jener sie an. „Er

will heut' Nachmittag zu Euch kommen, Vater," beichtete das Mädchen, „und er hat gesagt, er habe mit Euch zu reden.“ Mehr konnte sie nicht herausbringen; aber an der Purpurgluth ihres Gesichts merkte jener es wohl, was der Andres mit ihm zu reden haben mochte. Er fragte auch gar nicht weiter, sondern wandte sich kurz ab, setzte sich in seinen Lehnstuhl und zog den langen Schirm seiner Lederkappe tief über die Augen, ein Zeichen, daß er nicht gestört sein wollte.

Der Mann mit der großen Lederkappe, der so mürrisch vor sich hinblickte, war eine wichtige, aber höchst unliebsame Persönlichkeit im Bremischen Staate. Er bekleidete nämlich das Amt eines Armen- oder sogenannten Bettelvogts, der mit allen Sinnen darüber wachte, daß kein Armer die Hand ausstreckte und um eine Gabe bat. — Nun das hatte von der einen Seite sein Gutes, denn Ordnung und Gesetz mußten sein, um dem übermäßigen Betteln und der Tagedieberei zu steuern. Von der andern Seite aber hatte die Sache etwas Gehässiges, da der mit der Aufsicht betraute Mann fast immer über seine Grenzen hinausging, und that, was gar nicht seines Amtes war; und das auf eine so zur Schau getragene Art, welche deutlich bewies, daß es ihm eine rechte Freude machte, den Bettler zu fassen und einzustecken, oder dem armen Handwerksburschen, der einmal fechten ging, weil es ihm an Geld, oder an Arbeit mangelte, so ohne weiteres das Halseisen anzulegen, und ihn auf

offenem Markte dem Anblick der Menge bloßzustellen. — Daher hatte den Mann auch niemand gern, weder der Bettler, noch der Bürger; jeder scheute ihn und ging ihm, wenn's sich thun ließ, schon drei Schritt aus dem Wege.

Der Name dieses wunderlichen, amtswüthigen Mannes war nach dem Kirchenbuche: Gerhard Loge; allein der Volkswitz hatte längst einen andern daraus gemacht, wozu einst ein besonderer Vorfall Veranlassung gegeben. — Auf offenem Markte nämlich, und Angesichts einer übergroßen Volksmenge, war unserm Gerhard Loge ein festgenommener Bagabund unter den Händen entwischt, und zwar in dem Augenblick, als er gnädiglich ins Halseisen gesteckt und dem gaffenden Volke, das sich an solchen häßlichen Schauspielen weidlich erbaute, gezeigt werden sollte. — Der Bagabund, ein durchtriebener Gauch, und dazu von kräftigem Körperbau, wußte seinen Vortheil abzupassen, indem er dem Armenvogt mit einem gewaltigen Schläge das Halseisen aus der Hand schlug, daß es dem erschrockenen Mann ins Gesicht fuhr und ihm Hören und Sehen verging; der Schalk aber entsprang und vermöge seiner raschen und langen Beine hatte er schon das Weite gewonnen, als Gerhard Loge sich noch den Kopf hielt. Das Volk lachte über den köstlichen Einfall des Attentäters, gönnte dem argen Vogt Schlag und Schreck von Herzen, und machte, wie das bei solchen Gelegenheiten in der Regel zu gehen pflegt, gar keine Miene, dem Entsprungenen nachzulaufen,

um ihn dem Herrn Bettelvogt zu beliebigen Maßnahmen zu präsentiren. Dieser aber rief ergrimmt aus: „Was steht ihr Tölpel da und lacht, und rührt euch nicht von der Stelle, um dem Lump nachzusetzen?“ Und er ballte die knochige Hand zur drohenden Faust; „respectirt ihr so Gesetz und Recht, und den Herrn Camerarius dazu?“ „Hoho!“ schallte es ihm entgegen, „wir sind des Armenvogts Büttel nicht, die auf Kommando apportiren. Und was den Herrn Camerarius betrifft, so geschieht wohl manches unter der Sonne, wovon er nichts weiß, und das er nicht gut heißen möchte. Geht, und fangt Euren Deserteur selbst wieder ein, wenn Ihr's könnt; auf uns braucht Ihr in solchen Stücken nicht zu rechnen.“ — Und lachend, scheltend und spottend verlief sich das Volk und ließ den verhöhten Mann mit seinem Grimm und Zorn und dem leeren Halseisen dazu, auf dem Markte stehen. Der wußte nun nichts Besseres zu thun, als sich aufzuraffen, dem Entsprungenen auf eigene Faust nachzuspüren, und als er begriff, daß der längst über das Weichbild der Stadt hinaus war, kleinlaut und ingrimmig in sein Haus zurückzukehren.

Aber die Sache lief doch nicht so ganz ohne üble Folgen für ihn ab. Der Aerger hatte sich so in den wüthigen Menschen hineingefressen, daß er wie im Handumdrehen krank ward, und eine lange Zeit an der Gelbsucht danieder lag. Das waren Höllentage für sein armes Eheweib, das ohnehin so viel Last mit dem un-

liebenswürdigen Manne zu tragen hatte. Die sanfte, stille Frau konnte dem bösen, ungeduldigen Kranken nichts recht machen, und für alle Mühe und Pflege waren nur Scheltworte und mürrisches Wesen ihr Lohn. Als der arge Mensch genesen war, und seinem gewohnten Geschäfte wieder nachging, hatte die Krankheit ihm ein wunderliches Zeichen zurückgelassen. Das Weiße im Auge nämlich, war gelb geblieben, und blieb es auch Zeit seines ganzen Lebens; und der Volkswitz, der sich so etwas nicht leicht entgehen läßt, und nach den Umständen, auch seinen Spott damit treibt, nannte den verhaßten Armenvogt von nun an: Gerd\*) Geeloge.\*\*\*) Diese Benennung bürgerte sich bei dem Volke so rasch ein, daß der Betreffende sich dessen nicht erwehren konnte, und nachgerade selbst sich daran gewöhnte, so daß er am Ende zu dem Glauben kam, er habe von jeher nicht anders geheißsen.

Die gequälte Frau war nun schon seit Jahren todt, und Gerhard hatte eine ältere Halbschwester zu sich genommen, die ihm den Haushalt führte und sein Töchterchen Marthe erzog. Jungfer Bobeta war eine gute, brave Seele, und nahm sich des Mädchens mit wahrhaft mütterlicher Liebe an. Dem Bruder gegenüber war sie fest und bestimmt, und die Einzige, die ihn nicht fürchtete,

\*) Abkürzung von Gerhard.

\*\*\*) Gelbauge.

sondern ihm manchmal den bösen, heftigen Kopf auf dem Kumpfe zurechtsetzte. „Mich jagst du nicht ins Bockshorn,“ sagte sie oft, wenn mit ihm kein Auskommen war; „und mit mir spielst du nicht, wie die Katze mit der Maus. Du bist von klein auf ein boshafter Strick gewesen, den nur der Stock in Respect hielt; es sollte mir einfallen, dir jetzt in deinen alten Tagen die weiche Seite zu geben! Wär's nicht um die Marthe, die ein so liebes Kind ist, wie du es gar nicht vom lieben Herrgott verdienst, — ich bliebe keine Nacht unter deinem unfriedlichen Dache.“ — Solche Reden brachten den wunderlichen Mann in der Regel für eine kurze Zeit etwas zur Ruhe, allein der alte Adam kam bald genug wieder zum Vorschein, und so war selten Frieden im Hause. —

Einen solchen unliebenswürdigen Kauz nun wollte der junge fleißige Schmied Andres heute bitten, ihm die Tochter zum Eheweibe zu geben. Und er hielt Wort, und trat richtig zur angesetzten Zeit ins Haus, gestriegelt und gebügelt, wie es einem anständigen Freier zukommt. Mit kurzen, aber herzlichen Worten sprach er seinen Antrag aus; erwähnte so beiläufig, wie er und Marthe schon als Kinder sich gern gehabt, wie er diese Neigung mit in die Fremde genommen und wieder heimgebracht; wie er von älterer Seite auch nicht ohne Mittel, und nun Meister geworden sei, wo es ihm an Arbeit nicht fehlen könne, da er sein Werk verstehe und gern arbeite.

Und was die Marthe betreffe, die sei ihm ja auch gewogen, und würde gern sein Weib werden, wenn der Vater nichts dawider habe. — Gerhard hatte den jungen Mann ruhig ausreden lassen, obwohl sein Hin- und Herrücken auf dem Stuhle bewies, daß ihn die Sache langweile, oder ihm nicht anstehe. Als jener geendet, sagte er in einem gleichgültigen Tone: „Ja, das ist alles schon gut, und ginge auch wohl, aber es geht eben nicht; denn kurz von der Sache zu reden, meine Marthe ist so gut wie versprochen, und aus dem Grunde hättet Ihr Euren Antrag sparen können.“ Andres schaute dem Manne ganz verduzt ins Gesicht. „Versprochen?“ brachte er endlich heraus, „versprochen? Und Marthe, weiß sie davon?“ „Ich hätt's freilich nicht nöthig, Euch Rede zu stehen,“ entgegnete Gerhard spöttisch lächelnd, „allein da's Euch so nahe angeht, sage ich Euch dies: ein Vater muß stets am besten wissen, was seines Kindes Glück ausmacht, und da hab' ich in meiner Weise dafür gesorgt; und die Marthe ist ein gehorsames Kind, sie wird mir schon folgen und thun, was ich für gut halte.“ — „Nachbar, das wird nie geschehen!“ fuhr Andres auf, „die Marthe hat so gut ihren Willen als Ihr; gutwillig nimmt sie keinen andern, und zwingen könnt Ihr sie nicht.“ „Das fragt sich, ob ich das nicht kann!“ brauste jener auf, „und kurz und gut, Ihr bekommt das Mädchen nicht! Ich hab' einen andern Freier, der mir besser ansteht, und damit basta!“

Aber Andres ließ sich nicht so leicht abweisen; er pochte auf seine Liebe zu dem Mädchen, und auf des Mädchens Liebe zu ihm, und meinte, wie doch eine gegenseitige Liebe die Hauptsache bei einer Ehe sei. Er ward heftig und hitzig in seinen Aeußerungen, mehr als gut war, und so forderte ein Wort das andere heraus; und Gerhard blieb ihm an auffahrendem Wesen und an beleidigenden Worten nichts schuldig; ja er ging, um den jungen Mann zu kränken, zuletzt so weit, daß er das Schmiedehandwerk ein rohes und gemeines Metier nannte. Dadurch brachte er den Meister Andres nun so in den Harnisch, daß derselbe sich ganz und gar vergaß, und wiederum dem Nachbarn den verächtlichen Stand eines Armenvogts vorwarf und mit den Worten schloß: „Ich danke meinem Herrgott, daß mein Vater ein Handwerker war, und kein Bettelvogt, wie Ihr seid, den alle Welt haßt, und keiner achtet.“

Nun war das Signal zum Ausbruch des Zorns und der Wuth gegeben. Wie zwei ergrimimte wilde Thiere standen die Männer sich gegenüber; die knochige Hand Gerhards erhob sich zum Schlage, und auch die Faust des andern streckte sich drohend aus. Wer weiß, was geschehen, wenn in diesem Augenblick die Tante Wobeta nicht ins Zimmer gestürzt und zwischen die heftigen Männer getreten wäre. „Seid ihr denn ganz von Gott verlassen, daß ihr wie ein paar wüthige Bestien auf einander losfahren wollt?“ schalt sie im gerechten Zorn, „daß ihr

so schreit und tobt, daß die Leute auf der Straße hören können, um was es sich zwischen euch handelt? Schämt Euch Andres, dem Vater Eurer Liebsten so gegenüber zu stehen! Und du, Gerd, was hast du nur wieder angezettelt, daß du den sonst so verständigen jungen Mann in diese Wuth hineintreibst?" — Es kam jetzt zu Erklärungen und Anklagen von beiden Seiten, und als die Tante alles ruhig angehört hatte, sagte sie: „Wenn einem jeden von euch das Handwerk des andern nicht genehm ist, so wird er wohl thun bei dem seinen zu bleiben, und um des andern Werk oder Amt sich nicht zu kümmern; darüber braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Was aber hast du gegen den Meister Andres? — Kann die Marthe einen bessern Mann bekommen und ein sicherers Brot dazu? — Handwerk hat einen güldenen Boden, es kann wohl einmal sinken, aber es hebt sich bald wieder und geht nie zu Schanden. Was hast du gegen die Heirath?" — „Also die Jungfer Schwester steckt auch mit in dem Complot?" bemerkte Gerhard spöttisch, „nun, das ist ja mehr, als ich wußte!" „Versteht sich!" entgegnete Wobeta, „meinst du, so ein armes Mädchenherz müßte sich nicht einmal ausschütten, wenn es so übervoll ist? Und an wen sonst, sollte die Marthe sich gewandt haben, als an die Tante, die es so gut mit ihr meint, wie eine leibliche Mutter? — Also noch einmal: was hast du gegen eine Heirath mit dem Andres?" — „Was ich dagegen habe?" versetzte Gerhard, „gar

nichts, als daß ein anderer Tochtermann mir besser ansteht. Und daß ihr's wißt: ich habe die Marthe dem Ezel zugesagt, dem Diener des Herrn Camerarius; der hat seine 500 Thaler im Vermögen und will nächste Ostern den Dienst verlassen, um eine große Krämerei anzufangen. Seht, so ein Mann schaut aus ganz andern Augen, als ein Handwerker, der nur so von der Hand in den Mund lebt.“ „Was, dem schieläugigen Schleicher, dem Achselträger, wolltest du dein Kind hingeben?“ rief Tante Wobeta entrüstet aus, „hast du's dem Filz vielleicht aufgehängt, daß der Marthe noch einige Hundert Thaler von mir zufallen? Fehlgeschossen, Herr Bruder! Treibst du's zu einer solchen Heirath, so vermach' ich mein Geld lieber der Kirche, als daß ich's in den Rachen des Ezel würfe. Das laß dir gesagt sein! Dann noch eins: die Aeltern haben wohl ein Recht über ihre Kinder, dahin aber ist's noch nicht gekommen, denk' ich, daß du die Marthe nur so wie ein Opferlamm am Strick nehmen und in die Ehe hineinschleppen könntest; denn aus freiem Willen wird sie das Weib des Ezel nicht.“ — „Also du willst dein Geld lieber der Kirche, als der Tochter deines Bruders vermachen?“ fragte Gerhard mit unterdrücktem Zorn. Jene entgegnete bestimmt: „Wenn der Bruder seine Tochter verkuppelt, und diese sich verkuppeln läßt, — ja! — Ich sehe nun einmal ein Unglück in der Heirath mit dem Ezel, von dem alle Welt sagt, daß er ein schlechter

Kerl ist, der bei dem Herrn Camerarius nur darum so hoch angeschrieben steht, weil er heucheln und schmeicheln kann. — Der Andres aber ist ein braver Mensch, auf den niemand einen Stein werfen könnte, wenn er's auch wollte. Er ist fleißig und geschickt und hat ein Handwerk, das seinen Mann ernährt. — Bist du damit einverstanden und nimmst dein unbedachtes Wort von vorhin zurück, — gut, so gebe ich den jungen Leuten jetzt gleich die Hälfte meines kleinen Capitals, um ihr Geschäft zu erweitern, das Uebrige bekommen sie nach meinem Ableben.“

Aber Gerhard konnte sich nicht überwinden, auf den verständigen Rath einzugehen; der Ekel hatte es ihm angethan mit seinem fleien Wesen, und die große Krämerei steckte ihm gar zu sehr im Kopfe; der schlichte, treuherzige Schmied mit seinen einfachen Verhältnissen trat ganz in den Schatten. Daß er's mit dem Diener des Camerarius für jetzt nicht zwingen werde, das begriff er nun wohl; die Wobeta hatte einen festen Sinn, und was sie ernstlich wollte, das führte sie aus. Das für die damaligen Verhältnisse ganz nette Vermögen von 300 Thalern wollte und konnte der Mann unmöglich fahren lassen, aber ein gutes Wort geben, oder wie man zu sagen pflegt, zu Kreuze kriechen, das war dem hartnäckigen, eigensüchtigen Mann eine pure Unmöglichkeit, denn die Selbstüberwindung ist zu allen Zeiten eine schwer zu übende Tugend gewesen. „Gut denn,“

sagte er nach einer Weile trozig, „gedenkst du auf deine Weise deinen Willen durchzusetzen, so denk' ich den meinigen auf meine Weise oben zu halten. — Und das sag' ich dir, und dem Mädchen magst du es brühwarm wieder sagen, — zu der Heirath mit dem Burschen da, geb' ich meine Einwilligung in Zeit und Ewigkeit nicht! Und damit basta!“ „Ist das Euer letztes Wort, Nachbar?“ fragte Andres mit bebender Stimme und mühsam bekämpfter Aufregung, „und ich darf wirklich und wahrhaftig nicht darauf rechnen, daß Ihr Euren Sinn ändert?“ „Nein, und abermals nein!“ schrie der Gefragte. „Ich will ja gern noch warten, Nachbar,“ fuhr der junge Mann weicher fort, „ich will warten bis ich so recht in der Kundschaft sitze und vor Arbeit schier nicht aus und ein weiß. Ja, ich will warten, Nachbar, so lang' es Euch recht sein mag.“ „Nun denn,“ warf jener spottend hin, „so wartet, bis man mich einmal mit Zug und Recht in den — Hurrelberg\*) steckt! Dann will ich meinen Sinn ändern.“ Damit wandte der böse Mann sich kurz um, ging aus der Stube und schlug die Thür so zorneswüthig hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Der arme Andres stand verstört da und blickte stumm vor sich hin. „Es ist ein wahrer alter Bär!“ murmelte Jungfer Bobeta ärgerlich, „man sollte ihn

---

\*) Ein Gefängniß, das an der Osterthorswallstraße sich befindet.

nachgerade an die Kette legen.“ — Da wurde die Thür leise aufgeklipft, Marthe schlüpfte herein; sie sah blaß aus und ihre Augen waren rothgeweint; sie hatte draußen alles gehört, denn die Unterredung war überlaut gewesen. Während derselben wäre sie nicht um alles heringekommen, sie scheute des Vaters rohe Weise; jetzt aber, da er das Haus verlassen, hatte sie es draußen nicht länger ausgehalten. Andres reichte ihr stumm die Hand. „Den Ezel nehm' ich nicht, Andres, verlaß dich d'rauf,“ sagte sie, „aber ich meine, du kannst doch wohl auf mich nicht warten.“ Andres sah ihr treuherzig in die verweinten Augen. „Marthe,“ sagte er dann, „wenn ich nur wüßte, daß noch einmal etwas daraus würde, sollt' mir's nicht zu lang' dauern.“ „Seht, Andres, das ist ein verständig Wort,“ bemerkte die Tante, „wartet's nur ruhig ab; wer weiß, wie's kommen kann! Eure Mutter ist noch rüstig, die wird den Haushalt schon eine Zeit lang führen können. Auf einen Hieb fällt kein Baum, zumal wenn er so zähen Holzes ist, wie mein Bruder. Nehmt euch nur zusammen, Kinder, und laßt den Muth nicht sinken. Der alte Gott im Himmel lebt noch und wird ja seine Creaturen nicht vergessen. Jetzt aber macht, daß Ihr fortkommt, Andres, damit der Alte Euch hier nicht mehr antrifft, wenn er heimkehrt, sonst möchte der Lärm aufs neue losgehen.“ — „Und du nimmst den Ezel nicht?“ fragte der junge Mann beim Abschiede, „auch nicht, wenn dein Vater dir flehentlich d'rum

anläge?" „Nein, Andres!“ bekräftigte das Mädchen, „ich will meinem Vater alles zu Willen thun, ich will, wenn's fein muß, dir entsagen, und wie die gute Tante Wobeta, eine alte Jungfer werden; aber den Ekel nehmen, oder sonst einen andern, und wär's ein Rathsherr von Bremen, das thue ich gewiß und wahrhaftig nicht!“ — So schieden die jungen Leute. Tante Wobeta streichelte dem Mädchen das schöne, seidenweiche Haar, das sich schlicht an die Schläfen schmiegte, und sagte: „Du bist ein gutes Kind, Marthe, und hast just so einen festen Willen wie ich. Ich bin damit schon gut gefahren, — denn fester Sinn und Eigensinn sind zwei verschiedene Dinge; — auch du wirst schon weiter damit kommen, und der liebe Gott wird mit dir sein, und deine gerechte Sach' in die Hand nehmen.“ —

Von dieser Zeit an war Gerhard noch viel unliebenswürdiger als sonst; die armen Handwerksburschen und Bettler hatten einen scharfen Aufpasser an ihm, und es verging fast kein Tag, wo er dem Volke nicht das häßliche Schauspiel eines im Halseisen stehenden armen Burschen bereitete. Von jeher hatte er die schändliche Liebhaberei gehabt, zwei Leute zusammenzustellen, die von verschiedener Körpergröße waren; da wußte er es dann so einzurichten mit dem Festschließen, daß entweder der Größere sich bücken, oder der Kleinere sich auf die Zehen stellen und den Kopf gewaltig ausrecken mußte, um den Druck des Halseisens nur einigermaßen

ertragen zu können. Wenn der alte Schelm es so gefügt hatte, so lachte ihm das alte böse Herz im Leibe vor eitel Schadenlust; und die gaffende und lachende Straßenjugend, wie auch mancher Strolch und Ströhmer in anständigen Kleidern, war des Bettelvogts würdiges Publicum. — Alles hat indeß seine Grenzen, über die hinaus auch der Unverschämteste nicht schreiten kann.

Eines Tages hatte Gerhard einen armen Teufel von Bettler eingefangen. Er war freilich nicht Augenzeuge gewesen, daß er jemanden angesprochen, aber er sah es doch, wie ein Bürger in die Tasche griff und ihm ein Stück Geld gab. Was brauchte er ein weiteres Zeugniß? Der Mann mußte gebettelt haben, denn von selbst giebt niemand, dachte der Wächter des Staats nicht ganz folgerichtig. Die schwere Hand des Armenvogts legte sich also flugs auf die Schulter des Verdächtigen, und das zu Fleisch und Knochen gewordene Gesetz: „Das Betteln ist hier verboten,“ zerrte den erschrockenen Menschen vorwärts. Es half gar nichts, daß dieser dagegen protestirte, daß er behauptete, er habe nicht gebettelt, sondern sei aus freien Stücken von dem Bürger beschenkt worden; er sei ein hiesiger Schneider, sei längere Zeit krank gewesen und ergehe sich zum ersten Mal heut' im Freien. — Was kann man aber auf die Behauptung eines Verdächtigen geben! Der arme Bursch mußte mit nach dem Markt und ohne weiteres ins Halseisen. Die hellen Thränen liefen ihm über das bleiche, einge-

fallene Gesicht; er hätte sterben mögen ob des Schimpfes und der Schmach, die ihm angethan wurden, aber wie hätte das unsern boshaften Gerd Geeloge rühren können? — Der Mann, der den gaffenden Leuten preisgegeben war, hatte eine überaus lange, schwächliche Statur und sah fast aus, wie eine Bohnenstange. Das nichtsnutzige Gefindel ergötzte sich daran, und einer rief sogar in seinem Uebermuth: „He, Gerd Geeloge! es fehlt ja der Nebenmann zum Langen!“ — Dieser Zuruf stachelte des wunderlichen Mannes häßliche Liebhaberei auf, und er warf alsbald die stechenden Blicke seines in Gelb schwimmenden Auges rings umher, ob er nicht einen Nebenmann für seinen armen langen Burschen erlügen könne. Lange sah er nichts Verdächtiges. Aber jetzt kam ein Bäuierlein die Straße herauf, er war von kleinem, gedrungenem Körperbau, breitschultrig und von gesundem, rothem Angesicht. „Das wäre ein prächtiges Gegenstück zu meinem langen traurigen Michel!“ dachte der Bettelvogt, „aber wie ihm beikommen, wenn sich nichts Verdächtiges herausstellt?“ Nun, nur Geduld, Gerd Geeloge, es ist noch nicht aller Tage Abend! — Der Bauer mochte die Stadt wohl noch nicht oft gesehen haben, denn er sah alle Häuser und Gebäude sehr aufmerksam an; blieb auch zuweilen hier und dort vor einer Thür stehen und ging, oftmalß sich umschauend, wieder vorwärts. Gerhard folgte der Erscheinung mit dem scharfen Auge eines Feldherrn. Jetzt stand der Bauer aufs

neue still, lugte in das Fenster eines stattlichen Kaufmannshauses und setzte sich auf einen der steinernen Beischläge\*), die zu beiden Seiten des Hauses angebracht waren. Nun zog er einen leinenen schmutzigen Geldbeutel aus der Tasche, schüttete den Inhalt neben sich auf den Beischlag, und begann langsam und ruhig seine Barschaft zu zählen. Was konnte der Mann anders zählen, als seine erbettelten Schwaren, oder sonstige Münze? Warum hatte er in alle Häuser so aufmerksam hineingeschaut? Um nichts sonst, als um zu recognosciren, ob er hier oder dort wohl anklopfen könne. — Die Zeichen trafen richtig zu, und Gerhard im vollen Amtsbewußtsein hatte nichts Eiligeres zu thun, als den harmlosen Menschen zu fassen, und trotz alles kräftigen Widerstrebens und Protestirens ihn dem Gesetz unterthan zu machen, das heißt mit andern Worten: ins Hals-eisen zu stecken. Die rohe Menge lachte über den Contrast, aber die verständigen Bürger, die eben vorübergingen und Zeuge davon waren, sagten unmuthig: „Die Eigenmächtigkeit des Gerd Geeloge geht nachgerade über die Bäume; seine Vorgesetzten aber kümmern sich um vieles, nur nicht um das, was ihres Amtes ist; — wie kann's da besser werden?“

Nun, daran hatten die verständigen Leute kein Unrecht. Die Vorgesetzten verließen sich in der That zu sehr auf ihre Untergebenen, und da die Controle und

\*) Bänke, welche an der Hausmauer befestigt sind.

die strenge rechte Obergewalt fehlten, so war es natürlich, daß manche Uebergrieffe gemacht wurden, und manches geschah, was besser unterblieben wäre. — Diesmal öffnete jedoch der reine Zufall dem Vorgesetzten die Augen.

Während die Menge lärmte und ihre Bemerkungen machte, und die beiden Leidensgenossen vor Zorn und Scham in die Erde hätten sinken mögen, stand Gerhard mit der ihm innewohnenden Schadenfreude neben den Opfern seiner Amtswuth, und jeder spottende Ausruf des Volks klang ihm wie ein verdienter Lobspruch. Da schlenderte der Herr Camerarius, von einem Spaziergange heimkehrend, durch die Straßen, und indem er am Markt vorüberschreiten wollte, sah er die versammelten Leute und alsbald auch die Ursache. Der Herr Camerarius warf einen flüchtigen Blick auf die beiden Männer im Halseisen, aber der flüchtige Blick genügte, um ihm einen Ausruf der Verwunderung, oder vielmehr des Schreckens auszupressen. Rasch drängte er sich durch die Menge, die ehrerbietig zu beiden Seiten zurückwich, und stand nun plötzlich mit zornrothem Gesicht vor dem Armenvogt. „Reitet dich der Teufel, Gerd Geeloge oder bist du toll geworden,“ rief er in donnerndem, Bass, „daß du meinen Gutsmeier ins Halseisen steckst, den ehrlichsten Menschen von der Welt? — Und dazu den franken Schneider dort, der bei den Häuslingen in der Nähe meines Vorwerks um Tagelohn arbeitet und so fleißig die Nadel führt, wie es nur gehen will. Er

ist lange krank gewesen und heut', wie ich höre, zum ersten Mal in die frische Luft gegangen. — Augenblicklich schließ' das Eisen auf und laß die Männer frei! — Du aber wanderst wegen Amtsüberschreitung und Kränkung ehrlicher Leute, auf sechs Wochen in den Hurrelberg!" —

Das war ein Donnerschlag in Gerhards Ohren! Er wollte sich mit einem Mißverständniß, mit einem Irrthum entschuldigen; aber der Camerarius ließ sich keinen blauen Dunst vormachen. Er hatte es schon hie und da munkeln hören, wie der Armenvogt seine Function überschreite und wie schon manche üble Folge daraus erwachsen sei; allein es ist so bequem, alles beim Alten zu lassen und sich nicht aus seiner Gewohnheit herauszureißen; d'rum schloß er Aug' und Ohr und dachte: auf Erden ist ja nichts vollkommen! — Jetzt ging das nun nicht mehr; er hatte sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit der Klagen überzeugt, und da mußte er ein Exempel statuiren und dem Gesetz und dem Rechte seinen Lauf lassen.

Der Schneider und der Bauer wurden sofort in Freiheit gesetzt; dem ersteren drückte der Herr Camerarius eine hübsche Münze in die Hand als Schmerzensgeld, und viele der Bürger folgten dem Beispiel und gaben ihm mit freundlichen Worten eine Liebesgabe. Den Bauer klopfte der Camerarius auf die Schulter und sagte: „Harm, Ihr seid d'rum keinen Schwarzen weniger

werth, daß Ihr unschuldig im Halseisen gestanden; verlaßt Euch d'rauf!" Und die Bürger schüttelten ihm die Hand und baten: „Denkt nicht schlecht von den Städtern, weil Euch in der Stadt etwas Uebles passirte.“ — Und beruhigt zogen beide ihre Straße. Alle aber freuten sich des gerechten Urtheils und gönnten dem Gerd Geeloge sein Standquartier auf dem Hurrelberge von ganzem Herzen.

Für Marthe war die Nachricht von Gerhards Verurtheilung von nicht geringem Schrecken. So sehr sie unter dem Druck des trozigen, rauhen Mannes gelitten, so fest sie überzeugt war, daß er die Strafe zum vollen verdiente, sie hätte ihn doch gar zu gern freigesprochen, wenn sie es nur gekonnt, es war ja ihr Vater! Tante Wobeta meinte aber, es möge ihrem Bruder schon gesund sein, einmal in der Stille Einkehr zu halten in sich selbst und seinen Gott zu versöhnen, den er oft genug in seinen Nebenmenschen gekränkt habe. Auch der junge Schmied war eben nicht traurig über den Vorfall, denn er konnte sich der geheimen Freude nicht erwehren, daß er nun mit Fug und Recht seine Marthe heimführen dürfe, da er wirklich und wahrhaftig so lange gewartet habe, wie der Vater es selbst bestimmt, wenn auch in bösem Spott; jetzt werde und könne er ja nichts mehr gegen die Heirath haben.

Als die sechs Wochen verstrichen waren, und Gerhard den Hurrelberg verließ, kam er doch als ein etwas

mürbe gemachter Mann in sein Haus zurück. Er schämte sich des Vorfalls, das sah man ihm an; zwar hatte er weder gestohlen, noch betrogen, allein seiner Tugend wegen hatte man ihn doch nicht mit Fug und Recht eingesteckt, und das mochte immerhin eine empfindliche Sache für ihn sein.

„Gerhard,“ sagte die Schwester Wobeta nach der ersten Begrüßung, „ich habe dir etwas ganz Nagelneues mitzutheilen.“ Der Bruder sah sie fragend an. „Mit der Krämerei des Ezel,“ fuhr jene fort, „wird's wohl gute Wege haben. Er hat bei dem Herrn Camerarius lange, oder wenn's richtiger ist, krumme Finger gemacht, ist hübsch aufs Trockne gesetzt, und was weiter folgen wird, das möchte ich nicht mit ihm theilen.“ — Das hatte Gerhard nicht erwartet; für einen wirklich unredlichen Menschen hatte er den Ezel nicht angesehen. „So wäre er ja doch ein Schuft gewesen!“ sagte er kleinlaut. „Ob er's gewesen,“ war Wobeta's Antwort, „weiß ich nicht, obwohl man's sagt; daß er's aber jetzt geworden, das ist sicher. — Doch was kümmert's uns weiter! Selbst wenn du ihm dein Wort gegeben, wegen der Marthe, so wär's jetzt null und nichtig, abgesehen davon, daß du es gar nicht konntest. Wir haben nun an etwas anderes zu denken, Gerhard. Es ist wohl Zeit, daß du ein Versprechen hältst, das du freiwillig gegeben hast.“ Der Bruder sah sie fragend an. „Ich meine,“ erklärte die Schwester lächelnd, „da

es nun wahr geworden, daß man dich mit Fug und Recht auf den Hurrelberg gesetzt, so steht der Heirath der beiden jungen Leute doch nichts mehr im Wege.“ Gerhard schaute vor sich nieder. „Ist der Andres denn noch eben so gesonnen als früher?“ fragte er etwas befangen. „Das mag er dir selbst beantworten,“ entgegnete Wobeta, „ich sehe ihn jußt mit der Marthe ins Haus kommen.“

Gerhard hätte vor Scham die Augen schließen mögen, als die jungen Leute ins Zimmer traten; denn ein Stück von einer Art Ehrgefühl war trotz aller inneren Häßlichkeit doch bei ihm vorhanden. Jene ließen ihm jedoch keine Zeit, um die Augen zu schließen; Marthe flog ihrem Vater laut weinend an den Hals, und Gerhard fühlte es vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, wie wohl die Liebe eines Kindes dem Vaterherzen thut. Nachdem der erste Sturm der Empfindung vorüber war, reichte Andres dem Alten treuherzig die Hand, die dieser etwas verlegen drückte. „Nun, Nachbar,“ sagte der junge Mann nach einer Pause, und um seine frischen Lippen spielte ein schalkhaftes Lächeln, „nun, Nachbar, wir haben doch richtig so lange gewartet, wie Ihr's festgesetzt; und da bedarf's wohl keiner Frage mehr, denk' ich.“ — „Nein, Andres,“ entgegnete Gerhard, „wenn Ihr das Mädchen noch wollt, dessen Vater auf dem Hurrelberg gesessen, — so hab' ich nichts dagegen

einzuwenden; und mögt Ihr die Hochzeit ansetzen, wann's Euch recht ist." —

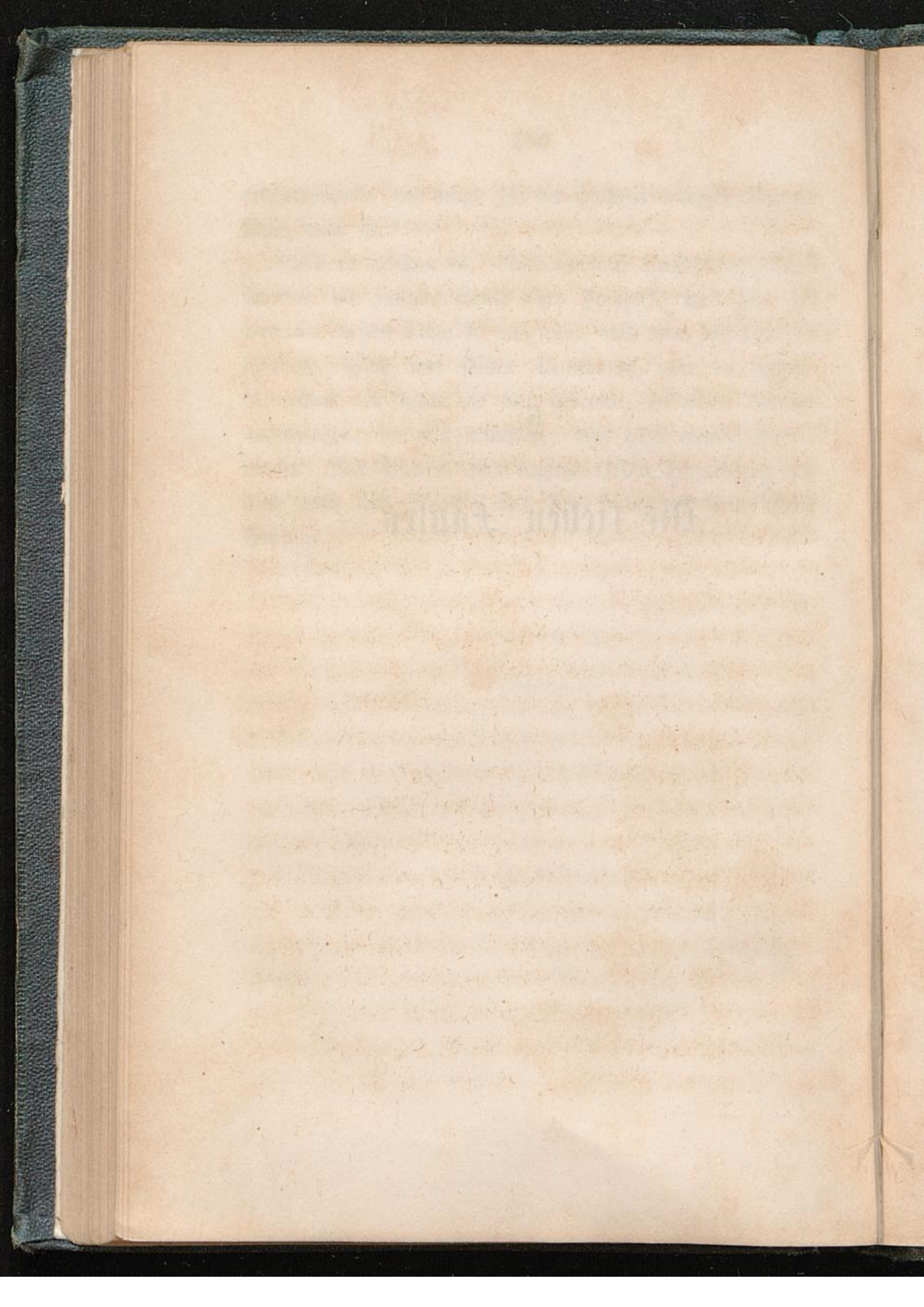
Und so geschah es. Nach Verlauf eines Vierteljahrs feierten die jungen Leute ihre Hochzeit, und Gerhard war an diesem Tage so vergnügt, wie man ihn niemals gesehen. Auch mit seiner Amtswuth war es anders geworden; er hatte es nun gelernt, gelindere Saiten aufzuziehen, da er's erfahren, daß allzu scharf schartig mache. Die Bürger aber sagten: „Der Hurrelberg hat doch auch sein Gutes, das sieht man an dem Gerd Geeloge.“



n's  
hrs  
ard  
als  
ers  
ten  
rtig  
hat  
erd

6.

Die sieben Faulen.



## 6.

## Die sieben Faulen.

Ein jeder in unserer lieben Vaterstadt kennt sicherlich die Faulenstraße; aber wie dieselbe zu ihrem wunderlichen Namen gekommen ist, das weiß vielleicht nicht ein jeder. Wem's nun recht, der mag zuhören; wir wollen's ihm erzählen, wie die Sage es uns überliefert hat. —

An irgend einer Stelle der jetzigen Faulenstraße, — wo damals nichts als Wiesen, Acker und unbebaut Land zu sehen war, — stand vor vielen, vielen Jahren ein einsam Bauernhäuschen, schlecht und recht, wie man zu sagen pflegt. Darin lebte ein grundbraves Ehepaar mit seinen sieben Kindern, allzumal große, gewaltige Jungen, die es wohl mit dem Roland auf dem Markt aufnehmen konnten, wenn's dem nämlich einmal eingefallen wär', lebendig zu werden. — Der Vater war ein fleißiger Mann, bebauete sein Feld und pflegte sein Vieh, daß es eine Lust war, und schaffte so, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehörte. Die Mutter spann und

wusch, wirthschaftete in Haus und Hof, und sorgte, daß zur rechten Zeit der Tisch gedeckt, das Bett gemacht und überhaupt alles hübsch in Ordnung war. — Mit den sieben Sprößlingen aber haperte es, mit denen war's doch nicht so recht in Ordnung; und wer sich die Mühe gab, zuzusehen, der konnte mehr Häfchen daran finden, als ihm lieb war. Die sieben Burschen nämlich waren ganz erzfaule Schlingel; hatten lange Beine, große Rümpfe und hohle Köpfe; hatten Macht und Kraft vollauf, aber noch viel mehr Faulheit; hatten große Hände und einen gewaltig großen Magen; aber mit den großen Händen wollten sie nur packen, was sie thäten in den Magen sacken. Sie waren stets die letzten aus den Federn und die ersten wieder hinein; aber die ersten am Tisch und die letzten wieder davon, und ließen's sich gut schmecken, was der Vater erarbeitet und die Mutter gekocht hatte. Vater und Mutter waren voll Nachsicht gegen ihre sieben Sprößlinge, wie das denn so zu gehen pflegt; eigentlich aber waren sie doch zu viel voll Nachsicht; denn kam's ihnen einmal in den Sinn, die großen Gesellen zur Arbeit anzutreiben, weil's doch nicht ewig so fortgehen könne und es endlich anders werden müsse, da gaben sie flugs klein bei, wenn die Sieben lange Gesichter und saure Mienen dazu machten; und da meinten die Alten dann, sie seien ja auch noch jung, und Verstand komme nicht vor Jahren, und Jugend habe keine Tugend, und was dergleichen

Entschuldigungen mehr waren, — und so blieb es hübsch dabei, durch die Finger zu sehen und die Sache ihren Gang gehn zu lassen.

• Wenn nun auch die Aeltern in ihrer übergroßen Geduld und Liebe den Söhnen das Nichtsthun und Umherlungern hingehen ließen, obwohl sie oft leise Gewissensscrupel darob empfanden; so thaten das doch die übrigen Leute nicht, die eine so verkehrte Wirthschaft mit ansehen mußten. Sie ärgerten sich über eine so heillose Erziehung und waren den schwachen Aeltern herzlich gram, daß sie so ganz und gar das gute alte Wort der Schrift vergaßen: beuge ihm den Hals, da es noch jung ist, — und: wer sein Kind lieb hat, der halt' es unter der Ruthe; jedoch ändern konnten sie es nicht, denn niemand mischt sich gern in fremde Händel. Wo indeß einer der Sieben sich sehen ließ, da hielt man sich nicht zurück und es hieß gleich: „Seht, da ist einer der sieben Faulen!“ und man zeigte mit Fingern auf ihn. Traf es sich, was nicht selten passirte, daß die Brüder zusammen, oder hinter einander wie die Kärrnerpferde, einher schlenderten, da sagte man: „Seht dort die Tagediebe, sieben an der Zahl! Nun, sieben macht eben einen Galgen voll, und wenn die sich an den Galgen faullenzen, soll's einen nicht wundern.“ Ob die thörichten Burschen solche verdiente Bemerkungen vernahmen, davon berichtet die Sage nichts; sicher ist nur, daß sie hinlebten, wie sie es gewöhnt, einen Tag

wie den andern, und keine Miene machten, in sich zu gehen und den häßlichen Fehl von sich zu thun.

Die Weserufer begrenzten einen Theil ihrer Aecker und Wiesen, und die Brüder hatten nicht weit bis dahin. Da schlenderten sie dann am Strom auf und ab, die Hände in den Taschen und die dicke Lederkappe auf dem Kopf, und sahen die kleinen Schiffe hin- und herfahren. Dann rief wohl einer der vorbeisegelnden Schiffer nach dem Lande herüber: „Heda, ihr faulen Landkröten, wann wollt ihr einmal anfangen zu arbeiten?“ „Wenn Ostern und Pfingsten auf einen Tag kommt!“ sagte flugs ein zweiter; alle lachten und das Schifflein flog weiter. Die Sieben ballten alsdann zornig die Fäuste gegen die unberufenen Frager, warfen auch wohl einen Stein nach dem Schiffe, der traf aber nur die leichten, lustigen Wellen, daß sie windschnell von einander klatschten, um im nächsten Augenblick sich wieder zu vereinigen. Und die Verhöhnerten hatten ihren Aerger und das Nachsehen.

„Ich geh nicht mehr an den Strom,“ sagte eines Tages der Älteste, als die Schiffer es gar zu arg mit dem verdienten Spott gemacht hatten; „ich will mich nicht länger ärgern über das ungeschlachte Gefindel. Wollt ihr, so gehen wir statt dessen ins Holz bei Oslebshausen; da werden die Bootsknechte uns schon ungeschoren lassen, denn glücklicher Weise können die Schiffe weder unter den Bäumen noch darüber hin

segeln.“ — Die Sechse waren's zufrieden. Was der Älteste vorschlug, das thaten die Jüngern, lief es doch stets aufs süße Nichtsthun hinaus, dem sie nun einmal anhängen mit Leib und Seele. Ohnehin konnte man nicht sagen, daß sie unverträglich oder zänkisch mit einander lebten. Das passirt überall selten, wenn man mitsammen an einem Strande zieht. —

Im Oslebshauser Holz\*) war es recht prächtig; schattig und heimlich, still und doch lebendig, denn die Vögel muscirten drinnen, daß es eine Lust war und einem das Herz weit aufging; und der Specht that's den Sieben lange nicht nach, das heißt, er legte sich nicht auf die Faubank, sondern schlug und hackte unverdrossen wie der beste Holzhauer in den Baum; und wenn er ein Weilchen aufhörte, da geschah es nur, um sofort stärker und lustiger wieder anzufangen. — „Das ist prächtig hier!“ sagte der Älteste und warf sich, so lang er war, ins weiche Moos und guckte in die grünen Bäume hinein; und die Sechse thaten's ihm flugs nach und riefen: „Ei ja, wie prächtig! Da kann man sich doch einmal ausruhen nach Herzenslust, und wird nicht durch unbefugte Rufer und Lacher gestört.“ —

Wer sich in die Einsamkeit oder in das stille, geschäftige Walten der Natur begiebt, — sei es nun in

---

\*) Oslebshausen, ein Dorf, etwa eine Stunde von Bremen entfernt.

den grünen Wald, oder in die braune Heide, in die Berge, oder in die Felder, — der pflegt doch stets eine Ausbeute von dort mit heim zu bringen; die ewig schaffende, die rastlos wirkende Natur giebt ihm ohne Worte den besten Unterricht in hundert Dingen, von denen vielleicht nichts in den Büchern steht, und daher nennt man sie auch die beste Lehrmeisterin des Menschen. — Allein es giebt Naturen, die mit offenen Augen nicht sehen, mit offenen Ohren nicht hören, und zu diesen zählten auch unsere wunderlichen Sieben. Sie vernahmen den Wind im Laubdach über sich; sie fühlten den Sturm um ihre kräftigen Backen blasen; aber wäre der Blasebalg auch noch nicht erfunden gewesen, sie hätten ihn sicher nicht herausgedacht. Sie sahen das lustige, bewegliche Eichhörnchen in festen, gewagten Sätzen von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, hinab- und hinaufspringen, aber es spornte sie nimmer an, ihre langen, baumstarken, trägen Glieder zu rühren und durch entsprechende Arbeiten, oder Uebungen geschmeidig und gelenkig zu machen. Sie hörten die Vögel singen über ihren Häuptern; das war Jubel, Dank und Freude eingekleidet in das lustige, leichte und wunderbare Gewand der Stimme, der Musik; unsern Sieben fiel's nicht ein, es nachzuahmen; — singen, welch eine nutzlose und schwere Anstrengung der Kehle! Besser war es ja, die Kraft des Gesanges, die fast einem jeden Menschenkinde gegeben ist, schlafen zu lassen, da konnt'

sie doch ausruhen für die ganze Lebenszeit; denn die Ruhe war nun einmal die Hauptsache. — Dort, wo eine Lichtung im Gehölz die goldenen Sonnenstrahlen voll und breit hereinließ, da flogen hundert und aber hundert Bienlein ab und zu, hierhin und dorthin, und wenn sie an Waldblumen, oder an andern genippt, oder sich satt getrunken, da flogen sie zu einem mächtigen Eichbaum; der barg dicht unter seiner Krone am knorrigem, zerrissenen Stamm die Residenz der kleinen geflügelten Geschöpfe, — da schlüpfen sie in ihre verborgenen Zellchen und trugen den Honig hinein, um für die Zeit zu sorgen, wo es keine Blumen gab, an denen sie nippen konnten. Unsere sieben Brüder sahen das wohl; aber es wär' ihnen nimmer eingefallen, eine Lehre daraus zu ziehen, die da heißt: in der gegenwärtigen Zeit Sorge für die zukünftige. „Zudringlich Volk, die Bienen!“ schalten sie, wenn eins der lustigen Dinger ihnen zu nahe kam, und sie schlugen mit ihren dicken Lederkappen danach, daß die kleinen Honigträgerinnen erschreckt davonsflogen. — Im tiefsten Dickicht des Gehölzes schlug der Specht den harten Schnabel in die Baumrinde; die faulen Gesellen hörten es wohl und meinten, man könne gut einschlafen dabei; aber nimmer hätten sie den tactgemäßen und regelrechten Hammerschlag davon gelernt. — Mit ihren großen, breiten Füßen wühlten sie im Moose, oder in den ungebahnten Wegen des Gehölzes; Tausende von

Ameisen rannten geschäftig hin und her, hier einzeln, dort in Reih' und Glied, wie Soldaten, — sie schlüpfen hervor, sie schlüpfen hinab in ihr winziges Städtchen unter der Erddecke, sie hatten's so eilig und wichtig und feins ruhete, es mochte denn ein krankes Thierlein sein, — aber die Sieben lernten weder Arbeitsamkeit noch Fleiß von den kleinen Geschöpfen, nach deren Namen man das Wort emsig gebildet haben soll.

So wirkte nichts wohlthätig und belehrend ein auf unsere trägen Burschen, und die Natur hatte ihnen gegenüber umsonst ihr Lehrmeisteramt übernommen. Ja, wir glauben, wär' es ihnen vergönnt gewesen, die fleißigen, nachdenklichen Biber bei ihrem wunderbaren Städtebau zu beobachten, sie hätten's ihnen nimmer abgesehen, auch nur den elendesten Schoppen zurecht zu zimmern. Wie sollte man dergleichen überall von ihnen verlangen? Sie dachten ja nichts, sie wollten ja nichts, als ausruhen vom Nichtsthun, und das nahm all ihre Sinne gefangen. — Da lagen sie nun, die nichtsnutzigen Gesellen, und reckten und dehnten sich um die Wette; und wenn sie die kräftigen Kinnbacken mit den gesunden, weißen Zähnen von einander sperrten und so laut gähnten, als thäten sie's für schweres Geld, da wurden die Vögel in den Zweigen plötzlich still und guckten erstaunt über so wunderliche Musik, aus ihrem Blätterversteck herab auf die gähnenden Menschenkinder da unten im weichen Moose.

So ging's nun eine Zeit lang hin, einen Tag wie den andern, und das Oslebshaus' Holz mußte von den Sieben gar manche verwunderliche Historie zu erzählen; freilich nicht von dem, was sie gethan, sondern was sie nicht gethan hatten. Da ging die Freude zu Ende; und wiederum waren die Menschen daran schuld, die es den Brüdern nun einmal nicht hingehen lassen wollten, daß sie so in den Tag hineinlebten. —

Unsere wackern Vorfahren hatten es damals noch nicht so gut wie wir heut' zu Tage; die städtischen Einrichtungen, überall die herrschenden Verhältnisse hielten sie in engen Grenzen und gestatteten ihnen keine große Ausspannung von den Sorgen und Arbeiten des Tages. Sie hatten weder einen Schützenhof, noch ein Schweizerhaus, weder eine Central-, noch eine Tonhalle, weder eine Union, noch eine Künstlervereinshalle, weder Concerte, noch Theater, oder sonst dergleichen angenehme Unterhaltungen. Im Winter saßen sie mit ihrer Familie und zuweilen auch mit einigen guten Nachbarn im gemüthlichen Wohnzimmer und plauderten von Krieg und Frieden, von diesem und jenem; und im Sommer, da schlenderten sie, wenn's hoch kam, nach Oslebshausen, gingen im Gehölz spazieren und hörten die Vögel singen; und Abends beim Sonnenuntergang, da kehrten sie vergnügt und zufrieden wieder in die Stadt zurück, ohne den bitteren Nachgeschmack des übermäßigen Geldausgebens, wie das wohl in der gegenwärtigen Zeit häufig passirt.

Wir wissen nicht, ob die sieben Faulen die erste Anregung gegeben, das Oslebsshäuser Holz zu besuchen; die Sage erzählt davon nichts; soviel ist aber gewiß, daß der Besuch der Städter unsern Helden den Aufenthalt in der grünen Waldeinsamkeit verleidete. Denn, lagen sie dort der ganzen Länge nach, ausgestreckt am Boden und gafften in die blaue Luft, ohne etwas zu denken, oder hielten die Augen geschlossen und beschauten sich innerlich, wie man zu sagen pflegt, alsdann waren sie vor Spott und Anzüglichkeit niemals sicher. „Seht nur,“ sagte ein vorübergehender Bürger zu seinen Kindern, „das sind die Sieben, die sind bekannt in Stadt und Land.“ Die Kinder lachten, sie wußten wohl, was der Vater damit gemeint; die Sieben aber konnten ihn wegen der Aeußerung nicht zur Rede stellen. Nun kam ein zweiter, der sagte: „Müßiggang ist des Teufels Ruhebank!“ und ein dritter setzte hinzu: „Und aller Laster Anfang.“ Ein vierter, der vorüberschritt, sprach zu seinem Nebenmann: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, sagt's Sprichwort.“ „Ja,“ meinte der Nebenmann, „so richtig geht's nur nicht immer zu. Wenn's richtig zuginge, so wüßt' ich sieben, die längst Hungers gestorben wären.“ — So hatten unsere Burschen anzügliche Reden genug einzustecken; das trugen sie eine Zeit lang; da sagte der Älteste, der ja stets der Stimmführer war: „Ich geh nicht mehr ins Holz; ich bin's müde, die Dummheiten der groben Bürger

anzuhören.“ „Wir auch!“ bestätigten die Sechse, und nun war das Oslebshausen Gehölz leer, das heißt von den Sieben. Was die Vögel gedacht und die Eichhörnchen und die Ameisen und der Specht und die Bienen dazu, als sie die langbeinigen Gesellen nicht mehr erblickten, und ob sie traurig darüber gewesen, davon schweigt die Sage. Das aber ist sicher, die kleinen Geschöpfe muscirten nach wie vor eifrig darauf los, bis der Herbst ins Land rückte; der Specht schlug den Tact, das Eichhörnchen turnte, die Bienen sammelten ihren Honig und die Ameisen waren emsig von früh bis spät.

Jetzt wandten die sieben Brüder sich der Stadt zu. Da waren ja Häuser und Gassen genug anzugaffen, und Menschen und sonstige Dinge dazu, — nicht um etwas daraus zu lernen, sondern nur um die Zeit hinzubringen; denn die Zeit, wo einer nicht arbeitet, oder sich nicht herzlich freut, hat einen schweren Klotz an den Füßen und will nicht vorwärts. — So trieben sie es nun eine Zeit und alle Zeit, und nach und nach kannte sie jedes Kind in der ganzen Stadt, und: „Die sieben Faulen!“ oder: „Die faulen Sieben!“ ging's wie ein Lauffeuer durch die Straßen, wenn sie sich blicken ließen, und Alt und Jung kamen an die Thüren um sie zu sehen obgleich man sie schon hundertmal gesehen hatte. — Aber alles dauert seine Zeit, auch das Nichtsthun und die Trägheit.

Eines Tages war der Älteste einmal ausnahmsweise allein in die Stadt geschlendert und kam müde vom Nichtsthun wieder nach Hause. Er reckte und dehnte sich und streckte die langen Beine weit unter den Tisch, und gähnte dazu, als hätt' er sieben Nächte Wache gehalten; dann sagte er zu den Brüdern: „Es ist doch sauer, so Straß' ein und Straß' aus zu wandern und oft nicht wissen, wohin nun? Man wird doch auch müde vom Ansehen und Umherstehen. Ich hätt' wohl Lust, einmal zu arbeiten; ist's euch recht, so laßt uns morgen in die Stadt ziehen und uns nach Arbeit umthun.“ Die andern Sechse waren's zufrieden, der Veränderung wegen; sie hatten's seit kurzem doch auch gemerkt, daß man am Ende gar zu müde werde, wenn man dem lieben Gott immerfort den Tag so abstehele und das große Licht am Himmel umsonst brennen lasse.

Am nächsten Tage wanderten die Brüder selbänder in die Stadt hinein. Der Vater war schon mit dem Morgengrauen aufs Feld gegangen und sah also nicht, was für ungewöhnliche Dinge passirten; die Mutter aber, die alles angehört, schaute ihnen erstaunt nach, und sagte zu sich selbst: „Ich denk', sie kommen bald wieder; es wird ihnen lange nicht munden, wenn sie arbeiten sollen. Blieben sie aber fort, würd' mich's freuen; es geht doch am Ende nicht länger so, wie's bisher gegangen.“ — Als der Vater nach Hause kam und sich an den Tisch setzte, schaute er groß um nach

den Sieben, die richtig zum ersten Mal in ihrem Leben am Tische fehlten. Da erzählte ihm die Frau die Wundermär, daß die Jungen in die Stadt gegangen, um sich nach Arbeit umzuthun. „Na,“ meinte der Alte, „hätten ja längst bei uns arbeiten können auf eignem Grund und Boden, wenn sie Lust dazu gehabt. Soll mir aber grundrecht sein, wenn sie in sich schlagen und von selbst klug werden. Wir haben ihnen von jeher die weiche Seite gegeben, Frau, — das sei Gott geklagt! — d'rum hat's am Ende so hart gehalten, bis sie zu Verstand gekommen. — Glaub's indeß noch nicht, daß heut' Nacht ihr Bett leer bleibt.“

Der Vater hatte Recht; das Bett der Sieben blieb in der That nicht leer. Sie kamen still und niedergeschlagen, einer nach dem andern ins Haus geschlichen, setzten sich an den Tisch und legten den Kopf in die Hände, rührten auch keinen Bissen an, obgleich die Mutter ihr bestes Leibgericht, gebackene Fische, aufgetragen hatte. „Seid wohl irgendwo zu Gast gewesen,“ meinte der Alte, „daß ihr nicht essen mögt; steht doch sonst euren Mann, wenn's ans Einsacken geht.“

Die Burschen seufzten tief auf und der Jüngste ward ganz roth, als schämte er sich etwas; da bracht's der Älteste denn nach und nach heraus, daß man sie auch heute, wo sie doch hätten arbeiten wollen, überall die sieben Faulen geheißt, und laut gelacht habe, als

sie um Arbeit angefragt. Ja, die Leute hätten sich einander zugerufen: „Habt ihr's gehört? Der jüngste Tag ist vor der Thür, denn die sieben Faulen wollen arbeiten.“ „Ja,“ meinte der zweite, „so hat man uns ausgehöhnt, wo wir uns nur blicken ließen und unsere Dienste anboten. Und das hat uns die Arbeit rein verleidet und wir gehen nicht wieder in die Stadt, um neuen Schimpf aufzuhoßen.“ — Und die Brüder schlichen trübselig in ihre Betten, standen trübselig wieder auf und saßen den ganzen Tag trübselig im Winkel; und was das Schlimmste war, das Essen wollte ihnen nicht munden, und die Mutter, die für Neune zugekocht, mußte für Sieben wieder abtragen.

So in langweiliger Trübseligkeit schlichen die Tage hin und die Nächte dazu. Da ermannte sich der Älteste und sprach zu den Sechsen: „Wißt ihr was? Laßt uns in die Welt hineinziehen; wo man nichts von uns weiß, wird man uns die Arbeit nicht verweigern. Wo man uns nicht die Faulen nennt, wird man uns nicht aushöhnen. Wollt ihr, so schnüren wir unser Bündel und machen uns fort.“ „In Gottes Namen denn,“ sagten die andern, „so laßt uns ausziehen.“ — Der Vater wollte just aufs Feld, als er hörte, was seine Söhne beschlossen; er gab ihnen seinen Segen und ein Stück Geld dazu und sagte: „Es soll mir recht sein, wenn ihr fortbleibt, denn ich seh's ein, hier geht's nicht mit euch.“ Dann nahm er sein Ackergeräth und ging aufs

Feld; das Herz war ihm wohl ein wenig schwer, aber er meinte, es sei doch am besten so; zuweilen dacht' er auch, sie würden am Ende schon heut' Abend wieder heimkommen, wenn der Marsch ihnen gar zu sauer würde.

Mittags wollte den beiden Alten das Essen nicht schmecken; die Mutter weinte, der Vater aber sagte: „Sei nur still und laß uns essen; sie sind gewiß heut' Abend heim.“ Aber beide aßen doch nicht und standen vom Tisch auf, wie sie sich niedergesetzt hatten, nicht hungrig und nicht gesättigt, denn es fehlten ihnen die gewohnten Hausgenossen. — Der Abend kam; die Sieben nicht, die Betten blieben richtig leer.

So verging Tag an Tag, und im kleinen Bauernhause war's still und einsam. Die Mutter weinte, der Vater seufzte; von den Sieben hörte man nichts. Woche auf Woche verging, die Mutter weinte weniger, der Vater dachte: der liebe Gott ist ja allenthalben und auch da, wo unsere Kinder sind; er wird sie schon führen, wie's am besten ist.“ — — Mond auf Mond verging. „Wie mag's nur den Burschen gehen?“ fragten Vater und Mutter einander. Aber sie hatten keine Antwort darauf, denn die Sieben ließen nichts von sich hören. — Jahr auf Jahr verging, zweimal sieben an der Zahl. „Es wär' nachgerade Zeit, daß sie heimkämen,“ sagte der Alte bekümmert, „ich kann so recht nicht mehr fort, denn das Alter fängt an zu drücken.“ „Und ich werd's nicht lange mehr

machen," meinte die Mutter und seufzte schwer auf, „wenn sie nicht bald kommen, können sie mich beim Todtengräber auffuchen.“ „Ja, darauf kann's hinauslaufen!" sagte der Alte, und beide saßen stumm und dachten an die Kinder. Von denen aber verlautete kein Sterbenswörtchen; die waren rein verschollen. —

Da klopfte es eines Abends an die Hausthür. „Na," brummte der Alte, „der kommt auch zu früh und zu spät, der da so ungeduldig pocht. Wenn's Zeit zum Schlafen ist, sollt' man doch niemanden mehr aufklopfen.“ Die Mutter ging, die Thür zu öffnen; sie war freilich todtmüde von der Arbeit und vom Alter und vom Kummer dazu, und sie hätt' auch lieber die Augen zugethan und ihr altes Haupt aufs Kissen gelegt; aber man konnt' doch den Gast da draußen nicht vergebens pochen lassen. — Als nun die Thür sich aufthat, blieb's indessen nicht bei einem Gast, es kamen deren sieben herein, lauter baumstarke Männer mit braunen Gesichtern und stattlichen Bärten; und daß wir's kurz sagen, es waren die ersehnten Sieben, die zweimal sieben Jahre fort gewesen und nun kräftig, gesund und voll Fröhlichkeit unters väterliche Dach heimkehrten. — Die Mutter weinte und der Vater dazu, aber das war ein ganz anderes Weinen, als damals, wo die jetzt Heimgekehrten dem älterlichen Hause Valet gesagt!

Das war nun ein Fragen und Erzählen und Bewundern und Freuen von allen Seiten! Und so müde

die beiden Alten heut' Abend gewesen, und so gern sie ihr Lager gesucht hätten, so frisch und munter waren sie nun die ganze Nacht hindurch; und als der Morgen in die Fenster guckte, der sich wohl wundern mochte über die Nachtschwärmer, da war's den Alten noch viel zu früh, um zu Bett zu gehen.

Die sieben Brüder waren weit und breit herumgekommen in der Welt; sie hatten sich tüchtig zurechtstumpfen und manchmal noch tüchtiger abtrumpfen lassen müssen; denn Fleiß und Geschicklichkeit sind Dinge, die man nicht im Handumdrehen lernt; auch nicht so von der Straße aufliest und in den Sack steckt, um sie nach Belieben herauszulangen. Fleiß und Geschicklichkeit sind Dinge, die wollen erlernt werden, und das kostet Mühe und Anstrengung, namentlich demjenigen, der lange Zeit die Faulbank gehütet. Daher war es den Burschen auch manchmal schwer ergangen; sie hatten's sauer gehabt und sich tüchtig zusammennehmen müssen. Aber sie hatten ritterlich ausgehalten, und es hatte ihnen doch gut gethan und war ihnen zum Segen ausgeschlagen. Sie hatten viel gesehen, viel gelernt, viel erfahren; nun standen sie ihren Mann und konnten sich sehen lassen. Sie waren fleißige und geschickte Männer geworden, und ihr Geldsäcklein war auch nicht leer; sie konnten Vater und Mutter manchen hübschen blanken Gulden aufzählen, und das Beste dabei war, daß sie ihn ehrlich und rechtschaffen erworben hatten.

„Habt ihr die neue Mär schon gehört? Die sieben Faulen sind wieder da!“ hieß es andern Tags in der Stadt. Und die Leute schlugen vor lauter Bewunderung die Hände über dem Kopf zusammen; denn sie hatten immer gedacht, die sieben Faulen seien längst des Todes erblichen. „Na,“ meinte dieser und jener, „nun können sie wieder umherlotschen und die langen Beine unter Vaters Tisch stecken, und die alte Mutter kann wieder für sieben gefräßige Faullenzen mehr kochen. — Welch ein Kummer ist's doch für Aeltern, solche Kinder zu haben!“ — Daß die Mutter für Sieben mehr kochte, damit hatt' es allerdings seine Richtigkeit; aber nicht mit dem Kummer, der hatte sich in eitel Freude verkehrt; und mit dem Umherlotschen kam es auch ganz anders. Man sah die Sieben gar nicht mehr unthätig und gaffend dahinschlendern und in den Tag hineinleben, oder wohl gar gähnend Arme und Kopf auf den Tisch stützend. Nein, sie waren nicht umsonst zweimal sieben Jahre in der Fremde gewesen und hatten sich scharfen, frischen Wind um die Nase wehen lassen. Man sah sie stetig und fröhlich auf den Aekern arbeiten; graben und pflanzen, pflügen und säen, mähen, ernten und einfahren. Da, wo die Weser alljährlich eine lange Zeit das Land und die Wiesen unter Wasser setzte, daß Saat und Wurzel verdarb, da warfen sie schützende Deiche auf, die den Stromfluthen wehrten, und zogen dann sauber abgestochene Gräben, die das Land trocken

legten und doch feucht erhielten; und die Wiesen gaben nun üppiges Gras, und die Aecker trugen reiche Frucht.

„Wer hätte das gedacht!“ sagten die Leute, „die Faulen thun, als wären sie fleißig geworden.“ Und der Neid fing an, sich zu regen, er stichelte und zischelte, wie das so seine Art ist; aber die Guten freuten sich über den Umschwung. — „Jetzt müßt ihr auch heirathen,“ meinte der Vater; „eure Mutter wird alt, und kann die Wirthschaft nicht mehr führen.“ „Gut,“ sagten die Sieben, „wir wollen euch gern gehorsam sein; aber vorab bauen wir, damit wir Platz haben für alle.“ — Und nun ging's ans Ausmessen, ans Ausgraben und Rammen, ans Holz- und Steinesfahren, ans Zimmern und Mauern, ans Nichten und Verpußen; und wie die Pilze, so rasch waren sieben Häuser aus dem Boden aufgeschossen. Und die Leute machten große Augen und lange Hälse und sagten: „Wem wäre das eingefallen, daß die Faulen Häuser bauen! Man muß sich wundern, wie faule Hände das zuwege bringen.“

Und nun gar die Häuser selbst! Ja, das waren lange keine Baracken und Spelunken, die man nur so aus freier Hand zusammenschlägt: das eine klein, das andere groß, das eine krumm, das andere schief. Bewahre! Die Häuschen standen so nett und glatt und schier in Fach- und Mauerwerk da, wie rasirt. Ja, sie sahen fast aus, wie sieben Soldaten in Reih' und Glied; denn kein Dach wollt's den andern auch nur um einen Zoll

breit zuvorthun. — „Die haben's Bauen in der Fremde gelernt, und den alten Schlendrian abgethan,“ sagten die Wohlmeinenden. Die Neider aber rümpften die Nasen und sprachen: „Die faulen Sieben wollen was Apartes haben. Als ob man hier nicht bauen könnt' wie's recht ist!“

Nun, was die Leute sagten, das heißt, die, denen man's nie recht macht, darum kümmerten die Brüder sich nicht; sie gingen ruhig ihren Weg, und der brachte sie vorwärts. — Als nun die Häuser fix und fertig waren und die Scheunen dazu, und die Gärten mit dem Lattenzaun, da gingen die Sieben werben, und sieben fleißige Jungfrauen waren bald gefunden. Und nun war Hochzeit, nicht etwa eine doppelte, nein, eine siebenfache, und das an einem und demselben Tage; und die alten Aeltern mußten sich vor Freude nicht zu lassen und nicht zu fassen, und den zweimal sieben jungen Leuten stand das Glück funkelhell auf dem Gesicht. —

Das war jetzt ein fröhlich Leben und Wirthschaften in Haus und Garten, auf Feld und Acker und Wiese, in Stall und Scheune! Alles war voll Thätigkeit, voll Frieden und voll Lust, so daß den Alten die Augen übergingen, und sie Gott aus Herzensgrunde dankten, daß alles so zum Guten ausgefallen. — Aber fertig waren die Brüder noch lange nicht. Die Straße, die an ihren Häusern vorüberführte, war theils holpricht,

theils morastig; waren die Wagen halbwegs beladen, blieben sie richtig darin stecken, und hatte es alsdann seine liebe Noth, sie herauszuschaffen; oder auf dem holprichten Grunde brachen sie Rad und Deichsel und Riemen und Lederzeug dazu. „Das soll anders werden!“ sagte der Aelteste, und die Sechse stimmten ihm brüderlich bei, und der Alte nickte zufrieden mit dem Kopfe. — Nicht lange, so lag eine neue Straße da, rechtschaffen mit Kieselsteinen gepflastert, und so gerade wie nach dem Winkelmaß; und links und rechts standen junge Linden und an jeder eine tüchtige Stütze, damit der Wind die Stämmchen nicht umreiße, und sie auch hübsch gerade in die Luft hineinwachsen konnten. — Und die Bäume wuchsen und gediehen; da war auch nicht einer, dem's einfiel, krumm zu werden, oder gar auszugehen. Ihre Zweige streckten sich nach und nach weit hin und gaben herrlichen Schatten. Und Sonntags, oder wenn's sonst die Zeit erlaubte, dann saßen die fröhlichen Leute unter dem Laubdach ihrer Bäume, und sie meinten, es sei hier noch schöner, als im Holze zu Oslebshausen. Und das war es auch; denn wo man stetig arbeitet und schafft, da ist die echte Heimath, und wo die Heimath ist, da ist's schön über die Maßen.

„Habt ihr's schon gesehen? Die Faulen haben eine neue Straße gebaut,“ sagten die Leute, „das fehlte auch noch! Die Alten wohnten Jahr aus, Jahr ein auf demselben Grund und Boden und haben mit Pferd und

Wagen den Hals nicht gebrochen. Aber man will's bequemer haben! Da macht man einen Steindamm, und will obend'rein im Schatten fahren, da pflanzt man Bäume!" So sprachen die Neider; die guten Bürger aber meinten: „Die Sieben wissen's schon, wo die Harke auf dem Stiel steckt. Sie bringen das Neue zum Alten, das Bessere zum Guten, so daß man ein Beispiel daran nehmen könnte.“

Bis dahin hatte man das Wasser weit her aus der Weser holen müssen; das kostete viel Zeit und Mühe und zum Trinken war das Wasser nicht besonders. „Das können wir besser haben!“ sagte der Älteste, „wir graben einen Brunnen mitten auf unserer Straße, auf eignem Grund und Boden.“ „Das ist schön!“ meinten die Alten; und die sieben jungen Frauen riefen fröhlich: „Ei ja, da haben wir das Wasser hübsch bei Haus.“ „Gut, wir sind dabei!“ schlossen die Sechse; und alle legten Hand an, und rührten sich tüchtig.

Es währte nicht lange, so hatten die fleißigen Brüder auf eignem Grund und Boden einen tiefen Brunnen gegraben; der gab gutes Wasser in Hülle und Fülle, und nun war die Freude groß über das gelungene Werk ihrer Hände. — „Hat man je so etwas gesehen in seinem Leben!“ riefen die Leute, die sich um alles bekümmern, und die doch nicht weiter denken, als von heute bis morgen. „Die sieben Faulen haben sich einen Brunnen gegraben. — Wie man nur so faul sein

kann! Der Alte hat's Wasser Jahr aus, Jahr ein, weit her aus der Weser geholt, und es war kein Singen und Klingen davon. Die Jungen aber möchten lieber nichts thun; d'rum graben sie einen Brunnen, der giebt ihnen das Wasser ohne Mühe und so zu sagen — im Schlaf.“ Die verständigen Leute schüttelten die Köpfe über solche thörichte Reden und meinten, die sieben Faulen seien zur Zeit die sieben Fleißigsten im Lande geworden, und wenn alle es machten wie sie, da würd' es gut stehen um Stadt und Land.

Die Sieben lebten indeß fröhlich und in Eintracht fort; sie gebrauchten ihre Kräfte und kamen hübsch vorwärts. Als es ihnen einmal zu Ohren kam, daß sie in der Leute Mund noch, nach wie vor, die Faulen hießen, da sagte der Älteste nach einer Weile: „Ja, so geht's! Wer einmal einen Spitznamen weg hat, der wird ihn nicht los, und wenn er auch die liebe Gottessonne vom Himmel herunterholte und sie dem Domsturm, als goldene Kappe, aufsetzte. Wir selbst tragen die Schuld an unserm Namen, d'rum müssen wir's uns schon gefallen lassen. Allen Burschen aber, wie allem jungen Volk überhaupt, möcht' ich rathen, sich hübsch zusammenzunehmen; sich von früh auf zu rühren und zu sputen, was Nützlichs zu lernen und keine Arbeit zu scheuen, damit man sie für ewige Zeiten nicht mit unserm Namen belege. — Um aber unser Gedächtniß bei denen festzuhalten, die nach uns kommen, soll die

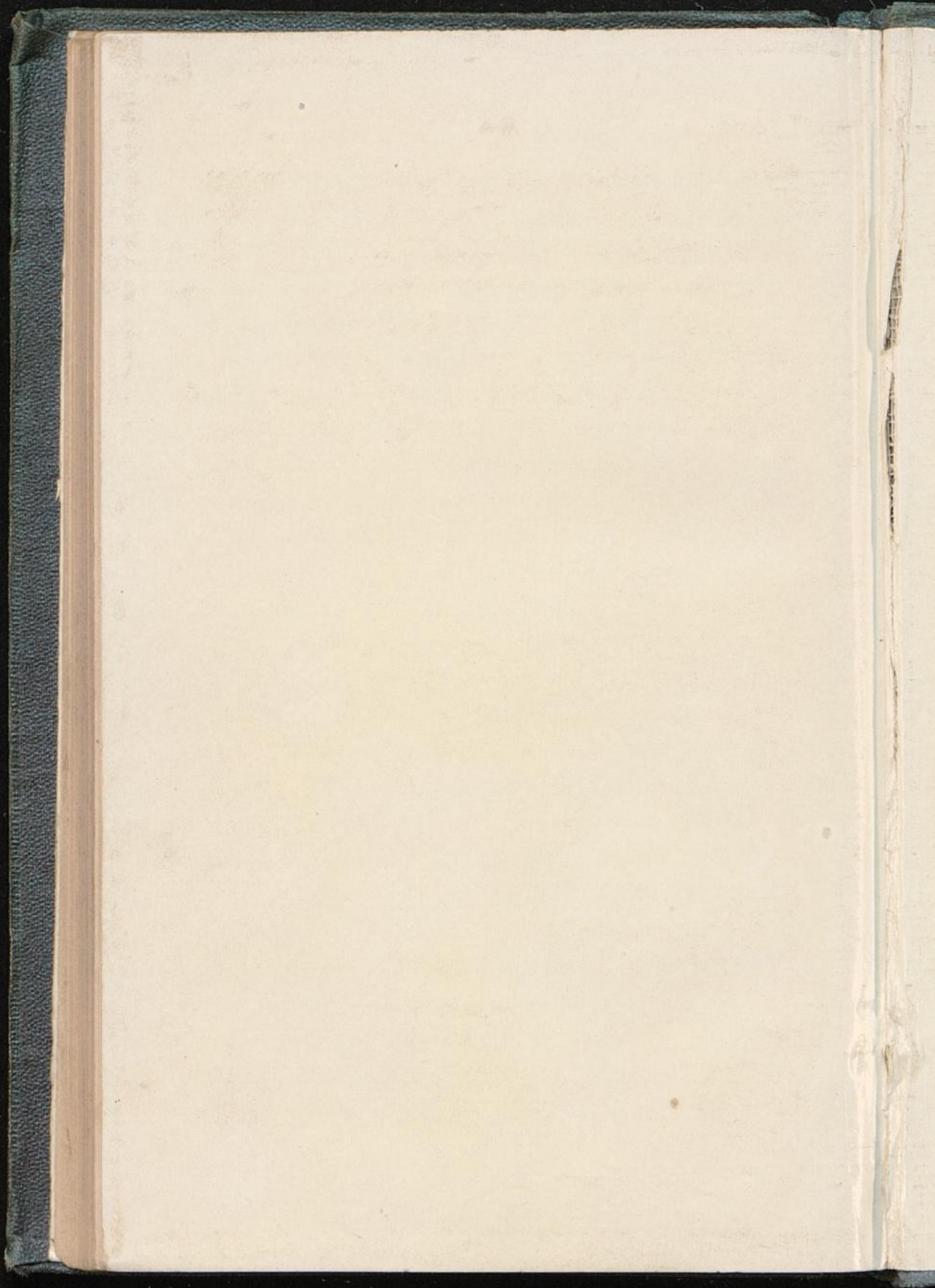
Straße, wo unsere Häuser stehen und unser Brunnen dazu, von nun an schlecht- und rechtweg Faulenstraße genannt werden. Und erzählt man dann noch nach Jahren das Schlimme von uns, so wird man auch das Bessere nicht vergessen.“

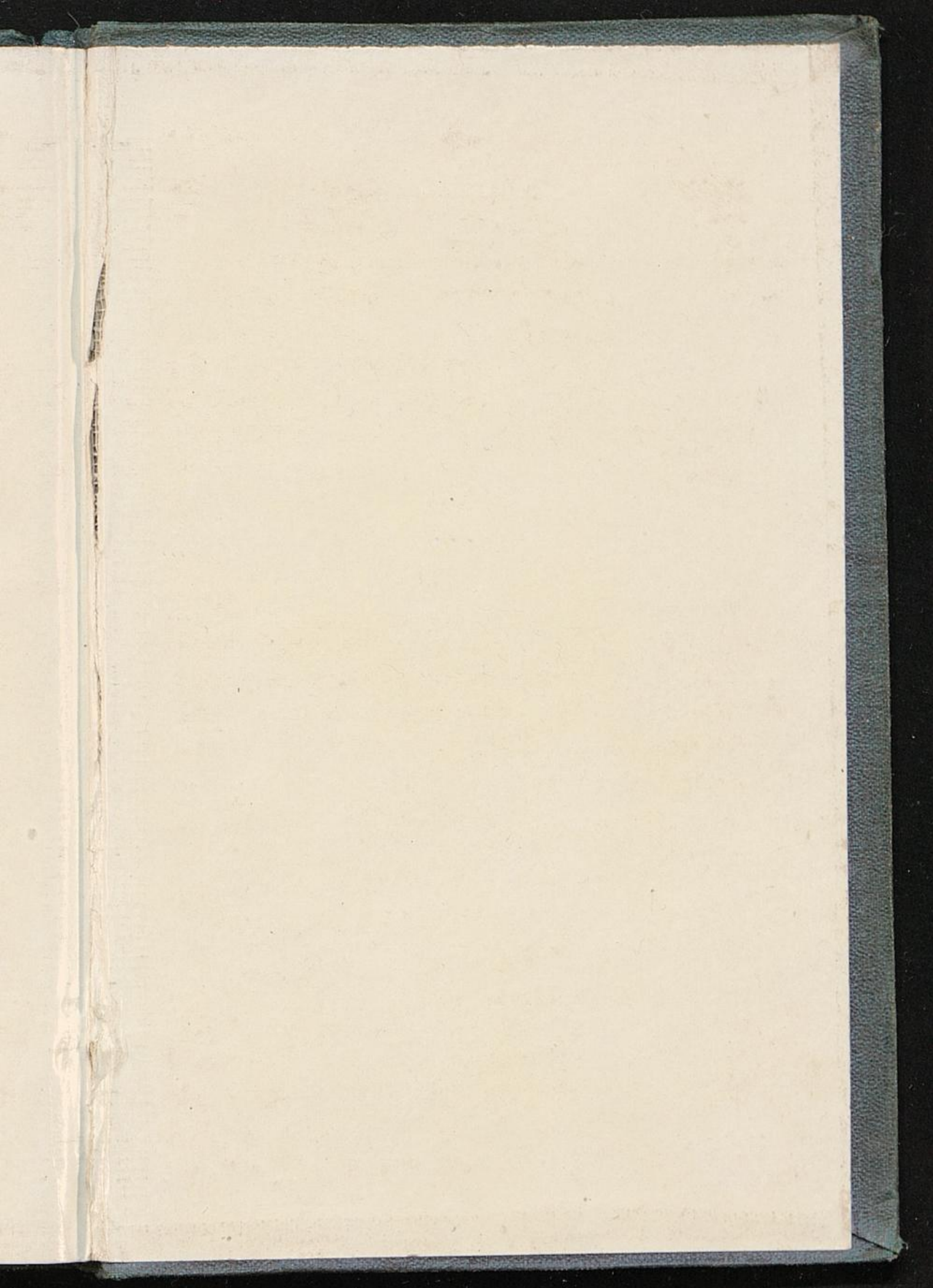
Und so geschah es. — Und nun wird ein jeder wissen, der's bis dahin nicht gewußt hat, woher die Faulenstraße in Bremen ihren wunderlichen Namen bekommen, und wer den Brunnen gegraben, der noch jetzt dort steht.

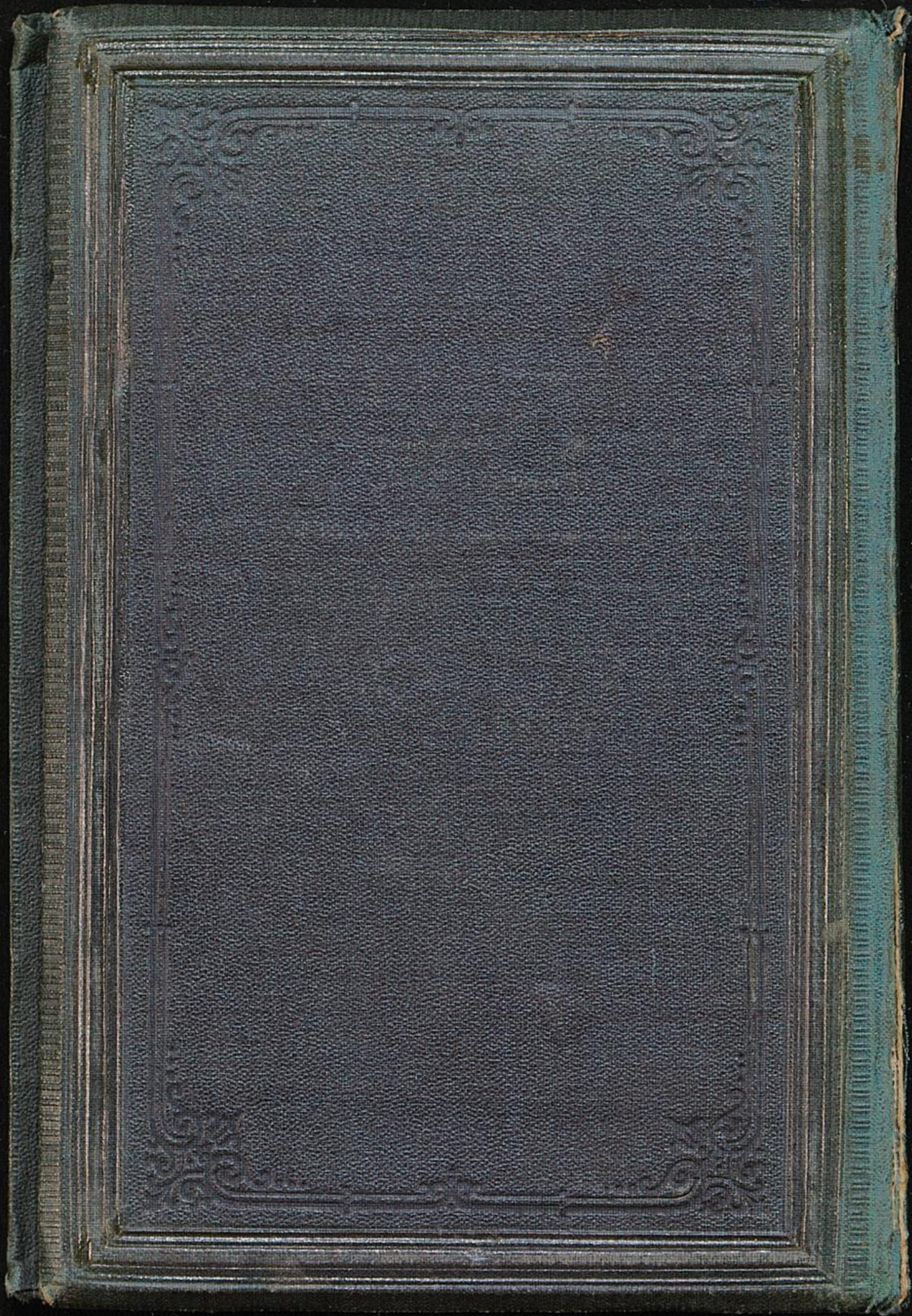


nen  
aße  
nach  
das

der  
die  
ten  
och







Brem. c. 2006

Sagen der alten Brema.

